Paed. Pr.
3244.

~~Paed. 331 tl~~ Schmid

Paed. Pr.

3244

267 B

SCENEN AUS SCHMERZENREICH'S LEBEN.

Schmerzenreich.

Eine
der schönsten und rührendsten
Geschichten des Alterthums.
erzählt
für alle guten Menschen,
besonders für die Jugend.

Fortsetzung und Schluß
der
Genovefa,
vom
Verfasser der Ostereier.

Passau 1844.
Druck und Verlag der Pustet'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erinnerung an Genovefa's Geschichte.

Euch, ihr guten Mütter und lieben Kinder, die ihr die schöne und rührende Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa gelesen oder gehört, und dabei zahllose Thränen des innigsten Mitleids geweint habet, mag es wohl eine herzliche Freude machen, auch zu vernehmen, wie es Genovefa's geliebtem Söhnlein, dem armen kleinen Schmerzenreich, nach der Erlösung aus der Wildniß, worin Beide sieben Jahre lang geschmachtet, noch fernerhin ergangen ist. Weil aber Genovefa's Geschichte einigen von euch etwa nicht mehr recht erinnerlich, andern vielleicht noch nicht bekannt seyn dürfte, so will ich sie hier noch ein Mal erzählen, aber so kurz als möglich, damit die nachfolgende Geschichte des armen kleinen Schmerzenreich desto besser möge verstanden werden.

Der Herzog von Brabant hatte dem Grafen Siegfried, einem deutschen Ritter von edlen Gesin-

nungen und großer Tapferkeit, der ihm in einer Schlacht das Leben gerettet, aus Dankbarkeit seine einzige Tochter Genovefa zur Gemahlin gegeben, ein sehr schönes Fräulein mit langen goldenen Locken, hellen blauen Augen, und von sehr andächtigem Gemüthe; sie war eine erquickende Trösterin der Kranken, und ein Engel für Arme. Der fromme Bischof Hildolf legte ihre Hände ineinander und ertheilte ihnen den Segen der Kirche.

Ihr häusliches Glück auf dem Schlosse des Grafen, Siegfriedsburg, auf felsiger Höhe zwischen dem Rhein und der Mosel, unweit der Stadt Koblenz, wo noch einige Trümmer der Burg den Namen Altsimmern führen, blieb nur wenige Wochen ungestört; denn der König von Frankreich ließ den Grafen Siegfried durch zwei Ritter zu einem Kriegszuge gegen die Mohren entbieten, die aus Spanien mit Feuer und Schwert einen verwüstenden Einbruch in sein Land gemacht hatten. Weinend, und mit traurigen Ahnungen, nahm Genovefa einen rührenden Abschied von ihrem Gemahle, welcher sie mit dem Vertrauen auf Gott tröstete, und nebst Schloß und Grafschaft, für die Dauer seiner Abwesenheit, der Obsorge seines Hausmeisters Golo übergab, den er von nun an zum Burgvogt und Verwalter seiner Besitzungen ernannte.

Dieser Golo, ein hübscher, artiger, schmeichelnder, aber gott- und gewissenloser Mann, einst als armer Knabe aus Barmherzigkeit in die Siegfriedsburg aufgenommen, wußte sich durch Verstellung die Gunst

Die Leute glaubten aber nicht, was Golo gegen die Ehre der frommen Gräfin gesagt hatte, am wenigsten Drako's unglückliche Wittwe mit ihren Kindern. Weil nun Golo befürchtete, irgend Jemand möchte dem Grafen Siegfried Nachricht geben, wie sich die Sache wirklich verhalte, so wollte er zuvorkommen und schrieb sogleich an den Grafen einen Brief, worin er die unschuldige Gräfin mit höllischen Lügen als die schwerste Verbrecherin schilderte, und am Schlusse die Bemerkung von der zu erwartenden Entbindung der Gräfin beifügte. Golo hatte den Character des Grafen genau studirt; er wußte recht gut, daß er zwar ein Mann von den edelsten Gesinnungen, aber von höchst reizbarem Ehrgefühle, aufbrausend und jähzornig sey; darum richtete der Bösewicht den Brief auch so ein, daß der Graf in den größten Zorn gerathen mußte, welcher ihn wohl verblenden konnte, sogar den Befehl zur Hinrichtung der unschuldigen Genovefa zu ertheilen. Dieß wünschte auch Golo sehnlichst, wohl wissend, daß er selbst verloren sey, wenn es der Genovefa jemals gelingen würde, auch nur ein einziges Mal wieder mit ihrem Gemahle zu sprechen.

So mußte nun die Unschuld monatelang im Kerker schmachten, einsam und verlassen. Golo wollte den Schlüssel zum Gefängnisse keinem Menschen anvertrauen; täglich brachte er der armen Genovefa Wasser und schwarzes Brod, ihre einzige Nahrung; dennoch murrte sie nicht über dieses harte Schicksal; viel-

mehr erkannte sie demüthig, daß der himmlische Vater ihr diesen Leidenskelch zur Prüfung gesendet habe. Das schöne Bewußtseyn ihrer Unschuld tröstete, das andächtige Gebet stärkte sie. Standhaft widerstrebte sie den immer wiederholten schändlichen Zumuthungen ihres Versuchers Golo, der ihr für die Erhörung seiner Wünsche vergebens Ehre und Freiheit anbot.

Endlich gebar sie in diesem finstern, feuchten Orte, auf halbverfaultem Stroh, ein holdes Knäblein, und taufte es mit ihrem Trinkwasser und mit den bittern Thränen ihrer Augen, und nannte es Schmerzenreich, zur Erinnerung an diese Zeit der Heimsuchung, die an Schmerzen so reich war. Sie bekam immer nur so wenig Brod, daß es nie hinreichte, ihren Hunger zu stillen; sie theilte es aber redlich, voll zarter Mutterliebe, mit dem armen Kinde, welches sie mit dem weichgekauten Brode ernährte. Aber alle diese Leiden machten die fromme Gräfin nicht kleinmüthig; unerschütterlich blieb ihr Vertrauen auf Gott, dessen Gnade sie sich und den kleinen Schmerzenreich im eifrigsten Gebete empfahl. Noch einen letzten Versuch wagte Golo auf die Tugend der Gräfin mit der Drohung, daß, im Falle ferneren Widerstandes, sie sammt dem Kinde sterben müßte; als aber Genovefa darauf beharrte, daß sie lieber tausendmal sterben, als sündigen, und dadurch Gott beleidigen wolle, verließ sie der Bösewicht voll Zorn und Wuth.

In dunkler Mitternacht des nämlichen Tages, schlich Bertha, die vierzehnjährige Tochter des Thurmwarts, zum kleinen Fenster des Kerkers ihrer Wohlthäterin Genovefa, und erzählte ihr, daß vom Grafen Siegfried der Auftrag an Golo gekommen sey, der Gräfin und ihrem Kinde den Kopf abschlagen zu lassen. Als Genovefa vom ersten Schrecken ein wenig sich erholt hatte, bat sie Bertha um Licht, Tinte, Feder und Papier; das Mädchen brachte eilfertig das Verlangte, und nun schrieb die arme Genovefa auf dem harten Steinboden, weil sie keinen Tisch hatte, einen rührenden Abschiedsbrief an ihren Gemahl, worin sie vor dem Angesichte Gottes ihre Unschuld betheuerte, ihrem durch den Bösewicht Golo betrogenen Gemahle verzieh, und diesen bat, sich ihrer guten Eltern anzunehmen, für die Wittwe und Waisen des unschuldig ermordeten Drako zu sorgen, die Unschuld desselben öffentlich und feierlich erklären zu lassen, die gute, treue Bertha zu belohnen, diejenigen nicht zu hassen, die seinen blutigen Befehl an ihr und dem Kinde vollziehen mußten, ja vielmehr ihnen, ihren Weibern und Kindern Gutes zu thun, und seinen Unterthanen immer ein väterlicher Gebieter zu bleiben. Ja, die edelmüthige, wahrhaft christlich gesinnte Dulderin, bat ihn sogar ausdrücklich, dem armen, verblendeten Golo nicht nur das Leben zu schenken, sondern ihm auch sein Verbrechen zu verzeihen.

Während sie diesen Brief schrieb, flossen ihre Thränen unaufhörlich. Als er fertig war, gab sie ihn der

Bertha mit dem Auftrage, ihn sorgfältig aufzubewahren, und Niemanden zu geben, als dem Grafen nach seiner Heimkehr. Zugleich schenkte sie ihr als Brautschatz ihren eigenen Brautschmuck, eine Perlenschnur von mehr als tausend Goldgulden im Werthe, die sie bisher immer an ihrem Halse getragen hatte, und gab dem Mädchen noch die besten Lehren zu einem tugendhaften Leben. Bald darauf kamen zwei Knechte im Dienste des Grafen, Kunz und Heinz, jener mit einem großen Schwerte unter dem Arme, dieser mit einer brennenden Fackel in der Hand, kündigten ihr an, daß sie mit dem Kinde ihnen sogleich folgen müsse, und führten sie durch einen langen unterirdischen Gang in einen Wald; als sie diesen erreicht, und die große, eiserne Thüre wieder verschlossen hatten, löschten sie die Fackel aus; denn noch leuchtete der Mond, welcher inzwischen aufgegangen war. Ein großer Hund lief neben ihnen her.

Tief im Walde, auf einem freien Platze, befahl Kunz der Gräfin, das Kind herzugeben, und nieder zu knien, dem Heinz aber, ihr die Augen zu verbinden, denn nun sollten Mutter und Kind sterben. Weinend und jammernd aber bat und flehte Genovefa so inständig, indem sie ihre völlige Unschuld betheuerte, und sprach so eindringend zu dem Gewissen der beiden Knechte, daß sie zuerst das Herz des Heinz erweichte, der dann auch so lange dem Kunz zuredete, bis er gleichfalls einwilligte, die beiden Opfer der Rache des Golo am Leben zu lassen; jedoch mußte Genovefa

seiner Herrschaft zu erheucheln. Siegfried hielt ihn für einen ordentlichen, treuen Diener, auf den er sich vollkommen verlassen könne. Kaum war aber der Graf in das Feld gezogen, als Golo alle Verstellung ablegte, und sich in seinem wahren, schlechten Character zeigte. Er begann sogleich, als gebietender Herr sich zu benehmen, suchte in Kleiderpracht den Grafen zu übertreffen, gab kostbare Festgelage und Unterhaltungen, und ging mit dem anvertrauten Gute desselben so verschwenderisch um, als wäre es sein eigenes gewesen. Siegfried's alten, treubewährten Dienern begegnete er mit Hochmuth und Härte, brach den dürftigsten Arbeitern an ihrem sauer erworbenen Liedlohne ab, und vergönnte den Armen, die sonst nie ohne eine mildthätige Spende die Burg verlassen durften, keinen Bissen Brod mehr.

Sein Betragen gegen Genovefa war Anfangs voll Ehrfurcht; mit zuvorkommender Dienstfertigkeit that er alles, was er ihr nur in den Augen ansehen konnte, um ihr besonderes Wohlwollen zu gewinnen; als er aber merkte, daß dieß nicht den erwünschten Eindruck auf sie machte, rückte er mit seinen Absichten immer verwegener heraus, und setzte ihr zuletzt mit so schändlichen, ihre Ehre verletzenden Anträgen zu, daß sie dem bösen und unverschämten Menschen mit Verachtung und Abscheu begegnete. Darob ergrimmte der Bösewicht, und sann Tag und Nacht aus Haß und Rache auf Mittel, die unschuldige Gräfin in das Verderben zu stürzen.

Gar bald ergab sich eine Gelegenheit hiezu. Genovefa schrieb ihrem Siegfried alles, was seit seiner Abreise in der Burg, und zwischen ihr und dem lasterhaften Golo vorgefallen war. Ein braver, treuer, dem Grafen und der Gräfin dankergebener Mann, der Küchenmeister Drako, der die eigenmächtige und unredliche Verwaltung des Golo längst schon mit gerechtem Unwillen beobachtet, und nach Kräften zu hintertreiben gesucht hatte, erbot sich, den Brief der Genovefa dem Grafen Siegfried durch einen vertrauten Freund überbringen zu lassen. Am Schlusse dieses Briefes bat sie ihren Gemahl dringend, den schändlichen Golo nicht länger in seinen Diensten zu behalten. Diesem schlauen und argwöhnischen Mann konnte jedoch nicht entgehen, was gegen ihn unternommen wurde; er ließ daher den Drako nicht mehr aus den Augen, und als dieser eines frühen Morgens in das Zimmer der Gräfin trat, und von ihr den Brief an Siegfried erhielt, stürzte er plötzlich mit gezogenem Schwerte hinein, durchbohrte den armen Drako, daß er todt zu Boden stürzte, nahm den Brief, welchen er in seinem Wamse versteckte, und machte einen solchen Lärm, daß alle Bewohner der Burg herbeiliefen. Die Gräfin war vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen. Diesen Augenblick benutzte Golo, gegen die unschuldige Genovefa die niederträchtigsten Verläumdungen auszustoßen, als habe sie mit dem Erstochenen die eheliche Treue verletzt, und ließ sie auf der Stelle in den Armensünderthurm schleppen.

einen fürchterlichen Eid schwören, nie mehr diese Wildniß zu verlassen, so lange sie lebe. Hierauf führten sie Mutter und Kind noch Meilen weit in eine von Menschen wohl noch nie betretene Gegend dieser Wildniß, und verließen sie dort unter einem Tannenbaume, wo sie aus Schwäche ohnmächtig zu Boden gesunken war.

Weil Golo den beiden Knechten aufgetragen hatte, ihm zum Zeichen der geschehenen Hinrichtung der Gräfin, die ausgestochenen Augen derselben zu bringen, tödteten sie den Hund, stachen ihm die Augen aus, und brachten sie dem Bösewichte, der sie aber gar nicht sehen wollte, und die Knechte mit der Drohung aus seiner Kammer jagte, ihm nie mehr unter die Augen zu kommen, und nie mehr den Namen der Gäfin zu nennen, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre. Denn schon hatte ihn die Reue über seine Missethat der Rache ergriffen, und er würde einen Finger aus der Hand hingegeben haben, hätte er dadurch die schwere Last der Blutschuld von seiner Seele wälzen können.

Auch in der Wildniß fand Genovefa ihren einzigen Trost im Gebete und im Vertrauen auf Gott. In dieser rauhen Gegend war der Boden schon gefroren, und mit einer Schneedecke überzogen. Mühsam grub sie mit den Fingern einige Wurzeln aus, zerkaute sie, und stillte damit den Hunger des kleinen Schmerzenreich, so wie ihren eigenen. Mit dem Kinde auf dem Arme wanderte sie fort durch die Wüste, durch dichtes Dornengesträuch und über kahle Felsen,

bis sie in ein kleines, liebliches Thal kam, worin sie eine verlassene Einsiedlerhöhle fand, neben welcher eine klare Quelle aus dem Felsen sprudelte. Diese Höhle diente der Genovefa und ihrem Kinde von nun an zum Aufenthalte, und die Milch einer friedlichen Hirschkuh zur Nahrung; Moos von alten Baumstämmen gewährte ihnen ein weiches Lager, welches auch das gute Thier mit ihnen theilen durfte, für dessen Fütterung mit Kräutern die Gräfin täglich sorgte. Den Eingang zur Höhle suchte sie durch herabgebogene Aeste und Zweige von Tannenbäumen gegen das Eindringen des Windes und der Thiere des Waldes zu schützen. In eine Ecke der Höhle stellte sie ein Kreuz, aus zwei dürren Stecken gemacht, und mit dünnen Zweigen ineinandergefügt.

Hier lebte sie nun mit ihrem Kinde und der Hirschkuh, von Wurzeln und allerlei Waldfrüchten, und genoß die Mutterfreude der Erziehung ihres kleinen Schmerzenreich. Eines Tages sah sie einen Wolf, der ein erwürgtes Schaf im Rachen trug, und versetzte ihm mit einem Baumaste einen Schlag auf den Kopf, daß er es fallen ließ, und heulend davon rannte. Aus dem Zeichen, welches dem Schafe eingebrannt war, erkannte sie, daß das Thier zur Schäferei von Siegfriedsburg gehöre, die also nicht gar weit entfernt seyn könne. Gerne wäre sie mit ihrem Schmerzenreich heimgezogen; allein ihr den beiden Knechten geleisteter Eid, und die Furcht, das Leben derselben zu wagen, so wie

der Glaube, daß Gott sie schon auf eine andere Art aus der Wildniß befreien werde, wenn es sein heiliger Wille und zu ihrem Besten sey, hielten sie davon ab. Aus dem Felle des Schafes machte sie sich ein warmes Winterkleid, da sie ihr Gewand für das Söhnlein verwendet hatte.

Sie erzog den kleinen Schmerzenreich in der Liebe und Furcht Gottes, zeigte ihm in der Natur die unendliche Güte des Schöpfers, und pflanzte in sein Herz die zarten Keime der Frömmigkeit und der edelsten Gesinnungen. Als sie einst so schwer erkrankte, daß sie besorgte, sterben zu müssen, erzählte sie dem Knaben ihre ganze Geschichte, und sagte ihm, er solle, sobald sie todt sey, von ihrem Finger den von Siegfried erhaltenen Ring ziehen, und zu seinem Vater zurückkehren. Die Gnade Gottes aber schenkte ihr wieder die Gesundheit; damals waren seit ihrer Verbannung in die Wildniß sieben Jahre verflossen.

* * *

Zur Zeit, da Siegfried, auf die falsche Anklage des Golo, die unschuldige Gemahlin sammt ihrem Kinde zum Tode verurtheilte, lag er an einer schweren Wunde krank, die er in der Schlacht erhalten hatte. Unglücklicherweise befand sich damals sein alter, treuer Knappe Wolf nicht bei ihm, sondern weit von ihm weg, mit der Bewachung eines Gebirgspasses beauftragt; sonst wäre ein so voreiliges und hartes Urtheil gewiß

nicht erfolgt. Als dieses Wolf nach seiner Rückkehr zum Grafen hörte, jammerte er, und schmähte den Golo einen nichtswürdigen Bösewicht, bewog auch seinen Herrn, sogleich einen zweiten Boten mit dem Widerrufe des Todesurtheiles seiner Gemahlin fortreiten, und dem Golo auftragen zu lassen, die Gräfin bloß auf ihr Zimmer zu beschränken, bis er selbst heim kehren würde, um die Sache persönlich zu untersuchen, übrigens an ihrer standesmäßigen Bedienung nichts zu ändern. Golo hatte aber die Hinrichtung absichtlich beschleuniget; der Bote kam zu spät. Der Jammer des Grafen und des alten Wolf läßt sich nicht schildern.

Länger als ein Jahr trat keine Heilung von Siegfried's Wunde ein. Dann aber, weil die Mohren gegen den König von Frankreich nichts mehr ausrichten konnten, erhielt Siegfried von ihm die Erlaubniß, wieder in seine Burg zurückkehren zu dürfen. So wie er die Gränze seiner Grafschaft erreichte, empfingen ihn seine Unterthanen überall mit Thränen über das furchtbare Schicksal der unschuldigen Gräfin, und mit Klagen gegen den gottlosen Golo. Dieser saß eben, als der Graf ankam, und durch einen Trompeter das Zeichen gab, ihn einzulassen, bei einem schwelgerischen Nachtgelage mit seinen Spießgesellen, die er statt der meisten alten treuen Diener des Grafen in die Burg aufgenommen hatte. Der Graf verlangte von Golo, der ihm zitternd in sein Gemach voranleuchtete, die Schlüssel zur Burg, und übergab sie dem treuen Wolf mit

dem Auftrage, keinem Menscheu den Austritt aus der Burg zu gestatten.

Im Zimmer der Genovefa fand Siegfried viele Zeugen ihrer Liebe und Treue: für ihn angefangene Stickereien; einen mit Perlen verzierten Lorberkranz, der seinen Namen enthielt, ein Buch mit frommen Liedern, und die Abschriften der zärtlichsten Briefe, die sie ihm geschrieben, Golo jedoch unterschlagen hatte. In der schlaflosen Nacht, welche der Graf in seiner Schlafkammer vertrauerte, kam Bertha zu ihm mit dem rührenden Abschiedsbriefe seiner Gemahlin, zeigte ihm die Perlenschnur, und erzählte ihm ausführlich Alles. Siegfried weinte untröstlich, und würde, ohne die Warnung des Wolf vor einer neuen übereilten Handlung, den schändlichen Golo auf der Stelle getödtet haben, der nun, mit Ketten belastet, in den Kerker der Gräfin geführt wurde.

Als ihm der Graf am andern Morgen seine Frevelthat mit weinenden Augen und sanften Vorwürfen bewies, wurde Golo von der unerwarteten und unverdienten Milde seines Herrn so gerührt, daß er einen Strom von Thränen vergoß, und reuevoll gestand, eine blinde Leidenschaft habe ihn zu diesem Verbrechen gegen die unschuldige Gräfin hingerissen, und seine Reue ging fast in Verzweiflung über, als ihm der Graf aus dem Briefe der Genovefa ihre großmüthige Bitte vorlas, dem Golo zu verzeihen. Dieser wurde wieder in das Gefängniß zurückgebracht, der Graf aber von der

tiefsten Schwermuth befallen. Siegfried's befreundete Ritter in der Nachbarschaft, welche inzwischen gleichfalls aus dem Feldzuge zurückgekehrt waren, gaben sich alle Mühe, ihn zu trösten, aber vergebens. Am meisten schmerzte ihn, daß ihm Niemand das Grab seiner Gemahlin und seines Kindes bezeichnen konnte; denn die beiden Knechte, Kunz und Heinz, hatten bald darauf heimlich die Burg verlassen, aus Furcht vor Golo. Der Graf veranstaltete also in der Schloßkirche einen feierlichen Trauergottesdienst, und ließ ihr darin ein prachtvolles Denkmal errichten, auf dessen Marmor in goldenen Buchstaben Genovefa's Tugenden und Unschuld, so wie ihr trauriges Ende zu lesen waren.

Nach Verlauf von sieben Jahren, in den Tagen der Wiedergenesung Genovefa's von ihrer schweren Krankheit, gab Siegfried den Bitten seiner Freunde, der ritterlichen Kriegsgefährten, nach, an ihren veranstalteten Festen Theil zu nehmen, und da er vorzüglich die Jagd liebte, lud er, auf den Rath seines treuen Wolf, alle jene Ritter, die bisher zu seiner Erheiterung so viel gethan hatten, zu einem großen Jagen in den dichten Wäldern ein, welche die Siegfriedsburg umgaben. Da ereignete es sich, daß der Graf mit seinem Jagdspieße eine Hirschkuh verfehlte, die er nun auf einem flüchtigen Rosse so lange verfolgte, bis sie in die von Genovefa und Schmerzenreich bewohnte Höhle sich flüchtete. Es ist unmöglich, Siegfried's

Erstaunen und schmerzliche Freude des Wiederfindens seiner längst für todt gehaltenen, unschuldigen Gemahlin, und seines holdseligen Söhnleins zu beschreiben. Unzählige Thränen der Lust und der Reue wurden geweint.

Erst nach geraumer Zeit stieß der Graf in sein Hiefhorn, und bald darauf sprengten die Jagdfreunde herbei, die mit freudigster Verwunderung erfüllt wurden, als ihnen Siegfried die ihm von Gott wieder geschenkte Gemahlin und den Sohn vorstellte. Der treue Wolf konnte vor Weinen kaum sprechen, als er seiner so wunderbar geretteten, gnädigen Gebieterin die Hände küßte. Die Heimkehr in das Schloß war ein festlicher Triumphzug; mit allen Glocken wurde geläutet; Ritterfrauen und Fräulein und die Greise, Männer, Jünglinge, Weiber, Jungfrauen und Kinder der nahen Dorfschaften, wohin nur immer Reitende diese frohe Kunde schnell gebracht hatten, strömten von allen Seiten herbei, und weinten vor Freude, und jubelten. Genovefa trug das kleine hölzerne Kreuz in ihrer Hand, welches in der Einsiedelei ihr täglicher Trost gewesen war.

Auf dem Wege zum Schlosse erschien auf jeder Seite der Sänfte, worin die Gräfin saß, und neben welcher die Hirschkuh lief, ein Pilger; Beide fielen auf ihre Knie, und baten die Gräfin um Verzeihung, daß sie dieselbe in die Wildniß getrieben, anstatt zu ihren Eltern geführt hatten. Diese Pilger, erst vor wenigen

Tagen aus dem gelobten Lande zurückgekehrt, und seitdem unstät in den Besitzungen des Grafen umherirrend, waren Kunz und Heinz. Sie dankten auch dem Grafen für alle Wohlthaten, die er, auf Genovefa's Bitte in ihrem Abschiedbriefe, ihren Weibern und Kindern barmherzig erwiesen. Sie fanden Verzeihung und huldreiche Wiederaufnahme in die Dienste des Grafen.

In der Burg überreichte Bertha ihrer zurückkehrenden Gebieterin einen Myrthenkranz mit blendend weißen Blüthen, als Sinnbild der Treue und Unschuld. Sie trug die kostbare Perlenschnur Genovefa's Geschenk, um den Hals, und dennoch erkannte sie diese nicht mehr, da seit so vielen Jahren die kleine Bertha, welche damals tröstend und hülfreich zum Kerker der armen Dulderin kam, zu einer schönen Jungfrau aufgeblüht war. Von dieser Zeit an wählte die Gräfin sie zu ihrer einzigen Dienerin.

Wolf war schon ein Greis von achtzig Jahren, aber noch immer gesund und rüstig. Er ließ sich darum auch die Freude nicht nehmen, selbst nach Brabant mit einigen Reisigen zu reiten, um den betrübten Eltern der Genovefa die frohe Botschaft zu bringen, daß ihre geliebte Tochter noch lebe. Unterwegs traf er den frommen Bischof Hildolf, der eben auch dahin reisen wollte, um zu trösten, nun aber als Verkünder einer großen Freude erscheinen konnte. Glücklich geleitete Wolf mit seinen Leuten den Bischof, den Herzog und die Herzogin, nach Siegfriedsburg, wo Genovefa

die längst ersehnte Wonne genoß, ihre lieben Eltern wiedersehen, und umarmen zu können.

Nach dem Urtheile des Blutgerichtes, sollte Golo, eines dreifachen Mordes schuldig, von vier Pferden oder Ochsen in vier Stücke zerrissen werden, erhielt aber vom Grafen, auf inständig wiederholte Bitte seiner Gemahlin, in der Art Begnadigung, daß die Todesstrafe in lebenslängliche Kerkerstrafe verwandelt wurde. In diesem führte er, von seinem bösen Gewissen stündlich gefoltert, ein höchst trauriges Leben; nicht selten trieb ihn die Verzweiflung zu Anfällen von Wahnsinn.

Die gute Hirschkuh bekam in der Burg einen eigenen zierlichen Stall, lief frei umher, wie ein zahmes Hausthier, fraß aus der Hand aller Leute, und ward selbst von der angebornen Feindschaft der Jagdhunde verschont.

Genovefa blieb ein segenvoller Engel für die ganze Grafschaft.

Der Erzähler ihrer Geschichte, der hochwürdige und mit Recht hochgesinnte, edle Jugendfreund, Herr von Schmid, sagt wohl, daß sie noch lange lebte, aber nicht wie lange; daß die treue Hirschkuh dann keine Nahrung mehr nahm, und auf ihrem Grabe todt gefunden wurde; daß der Graf das Bild des treuen Thieres in Stein aushauen, und am Fußgestelle des prächtigen Grabmales seiner Gemahlin anbringen ließ; daß nach Genovefa's Wunsche eine Einsiedelei neben der Höhle in der Wildniß erstand, und die

Capelle dabei, vom Volke Frauenkirchen genannt, geschmückt mit schönen Gemälden an den Wänden, die Geschichte der Genovefa darstellend, die Bischof Hildolf einweihte, der auch den Altar mit dem in Gold gefaßten kleinen hölzernen Kreuze zierte; daß ein Einsiedler dahin zog, dessen Zelle an ein hübsches Gärtchen grenzte, und der den frommen Wanderern zu dieser Leidensstätte alles erzählte und zeigte, selbst den Stein, auf welchem Genovefa vom Volke späterhin als eine Heilige gefeiert, immer kniend gebetet hatte; endlich, daß die Siegfriedsburg oder Siegfriedsheim, welche im Munde der Leute den kürzern Namen Siegmern oder Simmern führte, zerstört wurde, und einige Ueberreste davon, Altsimmern genannt, noch heut zu Tage in der Nähe der Stadt Koblenz zu sehen seyen.

Dieß ist die kurze Geschichte von dem rührenden Leben und Leiden der frommen und unschuldigen Pfalzgräfin Genovefa. Der aufmerksame Leser und die wißbegierige Leserin, die guten Mütter und die lieben Kinder mögen aber gar oft schon gesagt haben, wenn sie mit dem Durchlesen des schönen Genovefabuches fertig waren: „Schade, daß diese herrliche Geschichte schon zu Ende ist! Wir hätten gar zu gerne auch erfahren, wie lange noch Siegfried und Genovefa glücklich mit einander lebten? Ob ihnen kein Unglück mehr begegnet sey? Welchen Tod der böse Golo genommen habe? Wie es der guten Bertha noch ferner

ergangen? Wer der Einsiedler gewesen, der die neu erbaute Einsiedelei bezogen? Wann der fromme Bischof Hildolf, so auch Genovefa's Eltern, und der alte, treue Wolf starben? Wann und von wem die Siegfriedsburg zerstört wurde? Und insbesondere möchten wir wissen, ob die guten Lehren der frommen Genovefa bei ihrem Söhnlein auch gute Früchte getragen, und was der arme Schmerzenreich noch alles erlebt habe, Gutes und Schlimmes."

Alle diese Fragen, ihr guten Mütter und lieben Kinder, werdet ihr in der nachfolgenden Geschichte des kleinen Schmerzenreich ausführlich beantwortet finden, und daraus erkennen, wie wunderbar die Wege der Vorsehung sind.

Erstes Kapitel.

Die erste Zeit.

Das freudige Wiedersehen guter Seelen, nach langer und schmerzlicher Trennung, gehört zu den schönsten Genüssen menschlicher Herzen. So war denn nun für den Grafen Siegfried nach jahrelangen, durch Uebereilung selbst verschuldeten, schweren Leiden, und nach zahllosen bangen Nächten voll der bittersten Reue die Morgensonne seines früheren häuslichen Glückes wieder aufgegangen, ja wohl gar eines noch größeren Glückes, weil er den wahren Werth desselben durch die lange Entbehrung erst recht erkannt, und diese Heimsuchung Gottes sein Gemüth von manchen Fehlern gereiniget hatte. Die holdselige, wiedergefundene Genovefa zu ehren und zu lieben, und alles Mögliche zu thun, um ihr fortan das Leben zu versüßen, den kleinen Schmerzenreich aber, mit seinen krausen schwarzen Locken, mit den großen funkelnden Augen, mit der schön gebogenen Nase und dem wohlgebildeten Munde, ganz Siegfried's Ebenbild, in der feierlichen heiligen Taufe durch Bischof Hildolf in der Schloßkirche Eduard genannt, zu einem guten und frommen Jünglinge,

zugleich zu einem tapfern Ritter heranzubilden, dieß war des Grafen fester Vorsatz, womit er gleichsam ein neues Leben begonnen hatte; denn seit der Trennung von seiner geliebten Gemahlin schien sein Leben nur mehr ein Scheinleben, und er selbst ein armer, freudenloser, aufgegebener Mann, dem es lieber gewesen wäre, sich begraben zu lassen, als zu leben.

Zur Feier des frohen Ereignisses gab Siegfried viele und glänzende Feste, und bewirthete auf's Beste die dazu eingeladenen Ritter mit ihren Frauen und Töchtern. Genovefa konnte nur einige Tage lang daran Theil nehmen; sie erkrankte bald, sowohl wegen der heftigen Gemüthsbewegung in Folge ihrer wundersamen Erlösung aus der Wildniß, als auch wegen des Genusses ungewohnter Speisen; denn seit sieben Jahren hatte sie nur Wurzeln, Kräuter und Waldfrüchte, Wasser und Milch genossen, und konnte sohin die von der Kochkunst bereiteten Speisen aus der gräflichen Küche nicht mehr vertragen. Siegfried war hierüber ganz betrübt, und verweilte immer, so oft und so lange es geschehen konnte, ohne seine Gäste zu vernachlässigen, mit ihren herzoglichen Eltern am Krankenlager seiner geliebten Genovefa, neben welcher das kleine hölzerne Kreuz an der Wand hing; Schmerzenreich, an dessen kirchlichen Taufnamen Eduard sich Niemand gewöhnen wollte, verließ sie fast gar nie, und auch die Hirschkuh blieb wie ein treuer Hund im Gemache, war jedoch sichtbar traurig, ihre Herrin leiden zu sehen.

Damals gab es noch nicht einen einzigen Stand von Aerzten, wie in unsern Zeiten, mit dem Berufe, die Kranken gegen Bezahlung zu heilen; für den gewöhnlichen Bedarf reichten die sogenannten Hausmittel aus, die bei gehöriger Anwendung immer viel Ersprießliches leisten können, und in wichtigen Fällen suchten die Leute Hülfe bei Einsiedlern oder bei Klostergeistlichen. In den Klöstern, denen wir, außer der Verbreitung des Christenthums, auch noch in Bezug auf Wissenschaften und Künste, Gewerbskenntnisse, Bodencultur und Viehzucht, gar viel zu verdanken haben, fehlte es nämlich auch nicht an Mönchen, welche die Heilkräfte der Natur studirten, um Menschen und Hausthiere in Krankheiten und allerlei Leibesgebrechen helfen zu können, und ihre Heilmittel bestanden meistens aus Getränken und Salben, die sie aus verschiedenen Kräutern und Pflanzen bereiteten.

In der sichern Hoffnung, daß Graf Siegfried an der erhaltenen schweren Wunde sterben, sohin nicht mehr heimkehren werde, hatte Golo die meisten alten treuen Diener desselben aus der Burg gejagt und dafür Menschen von schlechten Sitten angestellt, wie sie zu seinem eigenen Character paßten. So wie nun der Graf, nach seiner unerwarteten Rückkunft, von Golo's verruchter Missethat sich überzeugt hatte, war die augenblickliche Entfernung aller Spießgesellen des Bösewichts seine erste Verfügung; dabei war er doch noch so gutmüthig, ihnen zu ihrem leichtern Fortkommen einen Halbjahrlohn

ausbezahlen zu lassen. Kaum aber waren die Ereignisse auf der Siegfriedsburg weit und breit bekannt geworden, als auch jene alten treuen Diener, denen die Unterthanen des Grafen eine gastfreundliche Aufnahme und verborgene Zufluchtsstätte gewährt hatten, wieder zu ihrem gnädigen Gebieter eilten, der sie mit Freuden in seine Dienste nahm.

Von der bösen Gemüthsart Golo's war es nicht anders zu erwarten, als daß ihm die Anwesenheit des Burgcaplans, Pater Norbert, eines alten frommen Priesters, höchst widerwärtig seyn mußte. Hätte dieser ehrwürdige Verkündiger des heiligen Wortes Gottes auch gänzlich geschwiegen, so würde schon dieses Schweigen ein fortwährender stiller Vorwurf für den Bösewicht gewesen seyn; allein Pater Norbert, von den Pflichten seines hohen Berufes durchdrungen, schwieg nicht. So wie Golo seine sträflichen Gewaltthätigkeiten begann, hielt der Burgcaplan in der Schloßkirche bei jedem sonn- oder festtägigen Gottesdienste, welchem Golo immer aus Scheinheiligkeit beiwohnte, eine derbe Strafpredigt in Gegenwart aller Andächtigen, und drohte ihm, nach der vermeintlichen Hinrichtung der Gräfin, in der Kirche, öffentlich und namentlich, mit der Strafe des irdischen und des ewigen Richters. Golo durfte es nicht wagen, gegen den unerschrockenen Seelenhirten offene Gewalt zu gebrauchen, weil ihn sonst die Gemeinde, welche den Pater Norbert wie einen Vater ehrte und liebte, in Stücke zerrissen hätte. Er wählte also ein anderes

Mittel, sich ihn vom Halse zu schaffen, indem er ihn durch vier Vertraute Nachts aus seinem Bette holen, und über die Grenze der Grafschaft mit der Androhung des Todes bringen ließ, im Falle er sich noch einmal betreten ließe. Pater Norbert begab sich zum Bischof Hildolf, durch dessen Empfehlung er früherhin Burgcaplan zu Siegfriedsburg geworden, und wohin er, auf die ehrenvollste Einladung des Grafen, zum größten Jubel der ganzen Gemeinde, nun wieder gekommen war.

Nach dem Wunsche des Grafen und der Gräfin, übernahm der fromme und gelehrte Pater Norbert mit Vergnügen die Erziehung und den Unterricht des guten und folgsamen Schmerzenreich, welchen schon seine Mutter in der Wildniß in der Liebe und Furcht Gottes auferzogen hatte. Er war ein fleißiger und gelehriger Schüler, und machte bald große Fortschritte im Lesen, Schreiben und Rechnen, was damals noch eine solche Seltenheit war, daß die meisten Fürsten, Grafen und Herren nicht lesen und nicht schreiben konnten. Schmerzenreich lernte sogar die lateinische Sprache. In der Kenntniß der Kräuter und Pflanzen, und ihrer Anwendung zur Heilung von Krankheiten, fand Pater Norbert weit und breit nicht seines Gleichen, und da er bemerkte, daß sein kleiner Zögling eine absonderliche Vorliebe für diese höchst wohlthätige Wissenschaft zeigte, scheute er keine Mühe, ihn mit derselben vollständig bekannt zu machen. An schönen Tagen besuchten Beide in den Freistunden die umliegenden Berge und Wälder,

und sammelten die heilkräftigen Gewächse, die dann zu Hause ausgeschieden, aufbewahrt oder gleich zu Arzneimitteln wider allerlei Gebrechen kranker Menschen und Thiere benützt wurden. Selbst aus den fernsten Gegenden strömten die Leidenden, Hülfe suchend, herbei, und Schmerzenreich fühlte sich immer glücklich, ihnen die vom Pater Norbert bereiteten Mittel mit eigenen Händen reichen zu dürfen, so wie er sie auch häufig vom Schlosse hinab in die Hütten der Kranken persönlich trug, ohne sich durch schlimmes Wetter von solchen Liebeswerken abhalten zu lassen, eingedenk der Verheißung des Erlösers: „Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Pater Norbert ging bei der Erziehung des kleinen Schmerzenreich von dem Grundsatze aus: daß die Religion die Hauptbedingung, und das eigentliche Wesen einer guten, ächt christlichen Erziehung sey, und daß kein Mensch auf der ganzen Welt, wie groß und mächtig er auch seyn möge, ohne Religion wahrhaft glücklich seyn könne, ohne jene Religion, welche nicht bloß in Worten, sondern auch in Werken bestehe. Er lehrte ihn Gott lieben und fürchten, seine Gebote ehren und vollziehen, nicht nur seinen Nächsten, sondern auch seine Feinde lieben; denen Gutes thun, die ihn hassen, und für seine Verfolger und Verläumder beten, damit er ein Kind seines Vaters im Himmel sey, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und regnen läßt über Fromme und Lasterhafte. Die

Saat dieser heiligen Lehren fiel in dem guten Herzen des kleinen Schmerzenreich auf einen fruchtbaren Boden, und reifte zu den schönsten Früchten für sein ganzes, künftiges Leben.

Die Söhne der Ritter mußten sich schon in der frühen Kindheit in allen ritterlichen Spielen üben, um ihre Kräfte bei Zeiten zu wecken und zu stärken. Unter der Aufsicht seines Vaters lernte Schmerzenreich auf einem kleinen schwedischen Pferde reiten; mit einem leichten Knabenschwerte fechten; mit einem zierlichen Speere zu Pferd nach einem aus Holz geschnitzten und bemalten Türkenkopfe stoßen; über Gräben springen, Bäume erklettern, schwimmen, ringen, Bogen und Pfeile schnitzen, nach einem aufgesteckten Ziele damit schießen, Steine schleudern, und so auf alle möglichen Fälle sich einüben, die einem Ritter, wozu er bestimmt war, angreifend oder vertheidigend begegnen können. Genoveva, die bereits seit einem halben Jahre ihr Krankenlager nicht verlassen konnte, und von Woche zu Woche immer schwächer wurde, mußte doch lächeln, als Schmerzenreich eines Tages, in vollständiger, leichter, seinem Knabenalter anpassender Rüstung, mit Helm, Lanze, Schwert und Schild, in ihr Gemach trat, und mit kindlicher Liebe gelobte, sie gegen Jedermann zu schützen und zu schirmen.

Schmerzenreich durfte seinen Vater auch auf die Jagd begleiten, welche zu den vorzüglichsten Beschäftigungen und Unterhaltungen der Ritter gehörte; in den

vielen und dichten Wäldern hauseten zu jener Zeit noch Bären und Wölfe in Menge in Deutschland, und auch andere Raubthiere gab es im Ueberflusse; von Hirschen, Rehen, Wildschweinen, Hasen und Wildgeflügel, dem täglichen Bedarfe der Küchen in den Burgen, wimmelten die Forste. Mit dem Grauen des Morgens zogen die Ritter, wenn sie eben in eine kleine Fehde verwickelt waren, unter dem fröhlichen Klange der Waldhörner über die Zugbrücken der Burgen hinaus, und kehrten am späten Abende mit reicher Beute beladen nach Hause, wo dann tüchtig geschmauset und getrunken wurde. Alle Brücken, über welche man in die Burgen kam, waren so eingerichtet, daß man sie an Ketten aufziehen, und an die Thore befestigen konnte, um jedem Feinde den Eingang unmöglich zu machen, oder wenigstens auf's Aeußerste zu erschweren: aus diesem Grunde wurden sie Zugbrücken genannt. Unter der Leitung seines Vaters wurde Schmerzenreich bald ein gewandter Jäger. Er fing aber nicht damit an, wie andere gefühllose Jungen, Singvögel zu tödten, ihre Nester auszuheben, oder muntere Eichhörnchen zu erlegen, weil jene die Wälder mit ihrem lieblichen Gesange, diese aber mit ihren lustigen Sprüngen beleben. Nach der Heimkehr von einem Jagdzuge, war Schmerzenreich's erster Gang, an der Hand des Vaters, immer gleich zur Mutter, um nach ihrem Befinden zu fragen, und als er sie eines Abends so schwer krank traf, daß sie kaum mehr sprechen konnte, eilte er laut

weinend in das Gemach des Paters Norbert, schluchzte aber so heftig, daß er erst nach geraumer Zeit im Stande war, seinem Schmerze Worte zu geben.

„Sey nicht kleinmüthig, lieber Schmerzenreich," erwiederte der würdige Priester tröstend; „bete zu Gott und vertraue auf ihn! Vor einer Stunde war ich bei deiner Mutter, und erkannte, daß die Zeit der Entscheidung der Krankheit nahe sey, und ich hoffe auch, so Gott will, sie zu retten. Ich habe angeordnet, daß man ein warmes Bad für sie bereite; in den großen Kessel mit siedendem Wasser wirf diese Kräuter, die hier auf dem Tische liegen, und laß sie eine Stunde lang darin kochen; unterdessen gib ihr sogleich dreißig Tropfen aus diesem Glase zu trinken. Ich will dir die Freude machen, deiner lieben Mutter selbst das Rettungsmittel bringen zu können, werde aber nach einer kleinen Weile dir nachfolgen, um mich von der Wirkung zu überzeugen, und dann noch zu verfügen, was mir nothwendig scheinen wird."

Diese Trostworte verwandelten die Angst des guten Sohnes in die größte Freude. Kaum hatte Pater Norbert das letzte Wort gesprochen, als Schmerzenreich zu seiner Mutter eilte. Dort stand der tiefbetrübte Gatte, Graf Siegfried, an ihrem Bette, und schien mit unaussprechlichem Leidwesen ihre nahe Auflösung zu befürchten. Genovefa hielt das kleine hölzerne Kreuz in ihrer Hand, konnte kein Wort mehr hervorbringen, und wurde immer bläßer. Ihre weinen-

den Eltern knieten auf der einen Seite des Bettes, auf der andern Seite Bertha, zu Gott um Hülfe, flehend.

„Mutter, liebe, liebe Mutter,“ rief Schmerzenreich, in das Gemach stürzend, „trink dieß, und du wirst gesund!“ Schnell ließ er dreißig Tropfen in einen Löffel träufeln, den er nun der Mutter reichte; sie hörte ihn aber nicht, und konnte auch ihren Mund nicht öffnen, den ihr dann der Graf mit einem andern Löffel aufschloß, während ihr Schmerzenreich, die Tropfen behutsam einflößte. Hierauf seufzte sie tief auf, ließ das Haupt sinken, und schien den letzten Athemzug gethan zu haben.

Ein allgemeines Wehklagen entstand. Doch in diesem Augenblicke trat Pater Norbert ein, fühlte der Gräfin lange an den Puls, und rief aus: „Danket alle Gott! Die Frau Gräfin lebt, und wird gesunden. Laßt sie nun ruhig schlummern, und so wie sie erwacht, trage man sie in das von mir angeordnete Bad.“ Nach einem tiefen Schlafe von acht Stunden erwachte Genovefa, und fühlte sich neu gestärkt, und nachdem sie die Kräuterbäder vier Wochen lang fortgesetzt hatte, wurde sie so völlig hergestellt, daß sie wieder so blühend aussah, wie zur Zeit ihrer Vermählung, worüber im Schloße und außerhalb desselben eine unaussprechliche Freude herrschte. Pater Norbert erhielt zur Belohnung vom Grafen ein kostbares, aus Elfenbein geschnitztes Crucifix, das Meisterstück eines welschen Künstlers, das er

im Kriege gegen die Mohren in Frankreich gekauft hatte, und unter die Armen unter den Landleuten der Grafschaft, ließ Genovefa reichliche Spenden vertheilen. Der nun ganz glückliche Schmerzenreich lernte zur selben Zeit von Pater Norbert die Bereitung dieser heilsamen Arznei.

Zweites Kapitel.

Die bescheidene Jungfrau.

Nach der glücklichen Genesung der Gräfin, gedachten die herzoglichen Eltern nicht lange mehr auf Siegfriedsburg zu verweilen, da sie ohnehin schon geraume Zeit von ihrem Lande abwesend waren, dessen glückliche Bewohner sich nach ihrer Rückkehr sehnten. Der Herzog von Brabant war ein frommer, gottesfürchtiger Herr, ein weiser, gerechter und menschenfreundlicher Fürst, und die Herzogin, seine Gemahlin, Genovefa's Mutter, ein musterhaftes Vorbild aller weiblichen Tugenden; daher kam es auch, daß ihnen ihre Unterthanen mit kindlicher Liebe zugethan blieben. Sie schickten sich also zur Heimreise an, und versprachen ihrer geliebten Tochter Genovefa, welche sie inständig bat, noch länger zu verweilen, daß sie künftig in jedem Jahre, so lange ihnen Gott noch das Leben schenken werde, zu einem Besuche auf die Dauer von vier Wochen

nach Siegfriedsburg kommen wollten, und der Graf gelobte ihnen, den Besuch jährlich auf gleiche Weise mit Genovefa und Schmerzenreich zu erwiedern. Schon war der Tag zur Abreise festgesetzt, als diese durch ein unerwartetes Ereigniß noch verzögert wurde.

Eines Abends nämlich, als es schon zu dunkeln begann, traf ein reitender Bote zu Siegfriedsburg ein, und verlangte dringend, den Grafen zu sprechen, dem er ein versiegeltes Schreiben überreichte. Kaum hatte er es gelesen, als die Freude aus seinen Augen strahlte. Er befahl sogleich, den Boten mit Speise und Trank zu laben, und ihm ein gutes Nachtlager anzuweisen; zugleich erhielten die Küchen- und Kellermeister den Auftrag, für den folgenden Tag ein großes Festmahl zu veranstalten, um werthe Gäste zu bewirthen.

In der neunten Morgenstunde des andern Tages sprengten drei Ritter mit ihren Knappen und Reisigen, welche einen schönen, prächtig gezäumten Zelter in ihrer Mitte führten, über die Zugbrücke in den Schloßhof, wo sie von dem alten Burgvogte Wolf gar freundlich empfangen, und von Edelknaben des Grafen Siegfried in den großen Ahnensaal geleitet wurden, worin sie dieser mit seiner ganzen Familie, mit seinen Schwiegereltern, und andern zufällig anwesenden Gästen, in Festkleidern empfing. Dicht hinter Genovefa stand ihre erste Dienerin Bertha.

„Seyd mir herzlich willkommen, ihr lieben Herren,"

begrüßte sie der Graf; „es freut mich, Euch bei mir zu sehen, und zu erfahren, was euch veranlaßt, mit so festlichem Gepränge zu erscheinen, als wäret ihr zu einer Kaiserwahl eingeladen.“

„Jedes Fest verlangt seinen Glanz,“ erwiederte Ritter Eberhard von Breitenstein, „und ich gedenke heute ein schönes Fest zu feiern. Ihr wißt, Graf Siegfried, daß ich einer von den Ersten gewesen bin, die nach eurer wundersamen Wiedervereinigung mit eurer schönen und frommen Gemahlin, zur Feier dieses fröhlichen Ereignisses hierher eilten.“

„Wohl weiß ich es,“ sagte der Graf, „und fühlte mich durch den Besuch eines so wackern Ritters eben so geehrt als erfreut.“

„Nun,“ fuhr Ritter Eberhard fort, „dann darf ich bei so günstigen Gesinnungen gewiß auf euern Beistand in einer Sache hoffen, die mir sehr am Herzen liegt. Als ich, wie gesagt, ein fröhlicher Zeuge des rührenden Festes auf dieser Burg war, beobachtete ich im Stillen unter der Menge schöner und vornehmer Damen, eine holde, sittige Jungfrau, deren tugendhaftes Benehmen einen solchen Eindruck auf mich machte, daß ich ihr Herz und Hand anbieten und sie zu meiner Gemahlin wählen will, wenn ich ihr gefalle. Es ist euch bekannt, daß ich ein unabhängiger Mann bin, ohne Eltern und Geschwister, und große Besitzungen am Rhein und an der Mosel habe. Nun wollte ich euch gebeten haben, Graf Siegfried, insbesondere aber euch, lieb-

wertheste Gräfin Genovefa, mir bei der holden Jungfrau ein gutes Wort der Fürsprache einzulegen."

„Recht gerne," lächelte Genovefa; „um Euch aber diesen Gefallen thun zu können, müßt Ihr schon so gut seyn, Herr Ritter, mir zuvor die auserwählte Braut zu nennen."

„Ja so," versetzte der Ritter, ein hübscher, junger Mann, groß, schlank, mit offenen, gutmüthigen Gesichtszügen; „ja so, da hätte ich freilich bald die Hauptsache vergessen; die holde Jungfrau, welche ich mir zur Gemahlin wünsche, ist — Bertha, Eure Dienerin."

Bertha erschrack so sehr, daß sie leichenblaß wurde. Aber auch die Gräfin war ganz überrascht, und wußte nicht, was sie von diesem Antrage halten sollte, da es doch dem Ritter unmöglich Ernst seyn konnte, ein Mädchen von geringem Stande, anstatt ein adeliges Fräulein zu heirathen.

„Ich kann mir wohl denken, Frau Gräfin," sagte Ritter Eberhard, während ein angenehmes Lächeln über seine Lippen schwebte, „warum Ihr vor Erstaunen schweiget, und mit einem fragenden Blicke auf Euern Gemahl schaut. Ihr könnt nicht recht glauben, wie es möglich sey, daß ein Ritter um die Tochter Eures Thurmwarts freie, die weit unter seinem Range steht; ich aber versichere Euch, daß ich über diese Bedenklichkeit weit hinaus, und fest entschlossen bin, Bertha als meine Hausfrau heimzuführen oder keine. Es ist nun an Euch, holde Bertha, über meine Bitte zu entscheiden."

Als hierauf Bertha von der Gräfin die Erlaubniß erbeten und erhalten hatte, dem Ritter Eberhard zu antworten, sagte sie mit gesenkten Augen und schüchterner Stimme: „Euer Antrag, werthester Herr Ritter, mich armes Mädchen zu Eurer Hausfrau zu erheben, ist für mich eben so ehrenvoll als unverdient; allein ich würde nicht nur unbescheiden, sondern auch unverantwortlich handeln, wenn ich Eure allzugütige Meinung von mir zur Einwilligung in ein Ehebündniß mißbrauchen wollte, dessen widrige Folgen Ihr, Herr Ritter, da es ein unebenbürtiges wäre, früher oder später bereuen dürftet."

„Die reife Ueberlegung hat keine Reue zu fürchten," versetzte Ritter Eberhard; „Eure Tugenden würden mir Euern Stammbaum ersetzen. Doch ich sehe schon, daß ich ohne Euern Beistand, Graf Siegfried, nicht zum Ziele komme werde. Sprecht nun ein gutes Wort für mich!"

„Meine Verwendung mag wohl wenig fruchten," nahm der Graf das Wort; „denn ich bin selbst der Meinung, daß Bertha diese Angelegenheit ganz richtig beurtheilt. Was haltet Ihr davon, Pater Norbert?" fügte er lächelnd bei.

„Vergönnt, Herr Graf," antwortete der fromme Priester, „daß ich meine Meinung in Gegenwart des Thurmwartes, des Vaters der Bertha, sage, und ihn zu diesem Zwecke kommen lassen darf!"

Der Graf bewilligte dieß; Pater Norbert sprach

leise einige Worte mit einem Diener des Grafen, der nach wenigen Augenblicken mit dem Thurmwarte wieder im Saale erschien.

Drittes Kapitel.

Tugendlohn.

„Benno,“ rief Pater Norbert dem Thurmwarte entgegen, „dieser ehrbare Ritter, Herr Eberhard von Breitenstein begehrt Deine Tochter Bertha zur Hausfrau, sie aber will auf dieses Glück verzichten, indem sie ein armes Mädchen von geringem Stande sey. Was sagst Du zu diesem Entschlusse Deiner Tochter?“

Der Thurmwart war sichtbar bestürzt, und zögerte zu antworten. Dann aber fiel er vor dem Grafen auf die Knie, faltete bittend die Hände und sprach: „Verzeihet, gnädiger Herr, daß ich euch schon so lange ein wichtiges Geheimniß nicht entdeckt habe; nur die Furcht, daß aus dieser Entdeckung traurige Folgen für Bertha entstehen könnten, hat mich davon abgehalten; nun aber, wo Bertha's ganzes Lebensglück davon abhängt, darf ich nicht länger schweigen. Sie ist nicht meine Tochter, sondern nur meine Pflegetochter, und von adeliger Geburt.“

„O lieber Vater, laßt mich Eure Tochter seyn!“

rief Bertha tief bewegt aus, und sank an die Brust des alten Mannes, welchen der Graf vom Boden aufgehoben hatte.

Alle Anwesenden erstaunten, und waren froh über diesen Aufschluß; nur Ritter Eberhard äußerte: „für mich ist diese Nachricht sehr gleichgültig; sie freut mich nur wegen Bertha, deren Bedenken dadurch gehoben wird." Der Thurmwart berichtete nun getreulich die ganze Geschichte: „Es sind nun zwanzig Jahre vorüber," begann er zu erzählen, „als ich mit meinem lieben Weibe, — Gott tröste es! — dienstlos von Mainz gegen Coblenz zog, um mir auf irgend einer Ritterburg wieder eine Unterkunft zu suchen. Am Ufer des Rheines ruhten wir unter dem Vorsprunge eines gewaltigen Felsens aus, auf welchem hoch oben eine Burg stand. Wir mochten etwa eine halbe Stunde geruht, und die Schifflein betrachtet haben, welche da und dort auf dem Rheine schaukelten, als plötzlich vor unsern Augen, von dem Vorsprunge herab, ein Handkorb mit geschlossenem Deckel in das Wasser fiel. Ich bemerkte, daß an der Handhabe ein Strick, und am untern Ende desselben ein großer Stein befestigt war, welcher bestimmt zu seyn schien, den Korb in die Tiefe des Wassers zu versenken. Der Stein machte sich aber im Fallen vom Stricke los, und ging unter, während der Korb noch so lange auf dem Wasser sich erhielt, bis ich hinzusprang, und mit meinem Spieße ihn an das Ufer zog.

„Wir öffneten den Korb, und waren nicht wenig

erstaunt, ein holdes Kind darin liegen zu sehen, das uns freundlich anlächelte. Es lag in seinem Hemdchen da, umwickelt mit einer Decke, als habe man es eben aus der Wiege genommen, und in den Korb gelegt, um es im Strom zu ertränken. Da nun Gott mir augenscheinlich die Gnade erwiesen hatte, mich zum Retter dieses Kindes zu wählen, so beschlossen ich und mein Weib, es als unser eigenes Kind zu betrachten und zu erziehen, und der Himmel belohnte unsern guten Willen schon am nächsten Tage durch das Glück, bei Euch, gnädiger Herr Graf, einen guten Dienst zu finden. In der Herberge erkundigte ich mich nach dem Besitzer jener Burg, an deren Fuße der Mordversuch an dem Kinde geschehen war, und erfuhr: „Der Ritter, dem die Burg gehörte, Herr Ulrich von Plettenberg und dessen Hausfrau Ludmilla, seyen kurz nach einander gestorben, und man erwarte stündlich auch den Tod ihres einzigen kranken Töchterleins Bertha; der Erbe, ein entfernter Verwandter, Stephan von Eberek, schalte und walte schon ganz gewaltthätig auf der Burg.

„Weh' Dir, alter Sünder Stephan!" rief Ritter Eberhard.

„Dicht unter dem Kinne des Mädchens," fuhr der Thurmwart fort, „fanden wir ein feines Kettlein von Stahl, und auf der innern Seite der Schließe ein Ritterwappen eingegraben; hier ist es!"

Benno überreichte das Kettlein dem Grafen; es

ging von Hand zu Hand, und alle Ritter erkannten es als das Wappen des Ritters Ulrich von Plettenberg.

„So ist es," bemerkte der Graf;" aber daraus können wir noch nicht mit Gewißheit behaupten, daß das Kind, welches im Korbe lag, wirklich das Töchterlein des Plettenberg war, und daß sohin diese Bertha hier seine Tochter sey."

„Diesen Beweis kann ich liefern," erwiederte Pater Norbert," habe auch mit dem Herrn Grafen schon vor einigen Tagen darüber gesprochen, und darf sohin seinen Zweifel nur als eine Aufforderung betrachten, jetzt öffentlich zu sagen, was mir davon bekannt ist. Als vor vierzehn Tagen in der hiesigen Schloßkapelle das Fest ihres Schutzpatrons, des heiligen Siegfried, gefeiert wurde, erschienen viele reumüthige Seelen, um zu beichten, und das heilige Abendmahl zu genießen, unter ihnen auch ein Mann, welcher mir mit zerknirschtem Herzen beichtete, daß er aus Auftrag des Stephan von Ebereck, durch großes Blutgeld verführt, vor zwanzig Jahren das einzige Töchterlein des Ritters Ulrich von Plettenberg, in einem steinbeschwerten Korbe in den Rhein geworfen habe, damit Stephan der Erbe der Besitzungen werden konnte. Dieser Mann nun hat mir gesagt, wie er heißt, und wo er sich aufhalte, und daß ihm sein böses Gewissen keine Ruhe mehr lasse; bald nach der That habe er dem Eberecker nicht mehr dienen mögen. Er sey auch bereit, sich selbst bei dem Gerichte anzugeben, und seine wohl-

verdiente Strafe zu empfangen, wenn ich dieß zum Heile seiner Seele nothwendig finde.

„Der Name Plettenberg, welchen der Mann als den Vater des vermeintlich getödteten Mädchens nannte, erinnerte mich plötzlich, und ohne Zweifel unter göttlichem Beistande, an die Zeit, da ich des Thurmwarts schwer erkranktes Weib zu geistlichen Tröstungen besuchte, und auf dem Tischlein neben dem Bette in einer kleinen Schachtel, worin die Kranke immer ihren Festtags-Rosenkranz aufzubewahren pflegte, auch ein Stahlkettlein mit einem eingegrabenen Ritterwappen bemerkte, das ich wohl als ein Plettenbergisches erkannte, aber damals nicht weiter beachtete. Ich sagte dem Manne, er solle in drei Monaten wieder zu mir kommen; bis dahin würde ich ihm auftragen können, was er ferner zu thun habe. Diesen absonderlichen Vorfall erzählte ich dem Herrn Grafen sogleich, der mir die strengste Verschwiegenheit empfahl, und schon hatten wir Beide unsere Nachforschungen in dieser wichtigen Sache begonnen, als unvermuthet die schriftliche Anzeige des Ritters Eberhard von Breitenstein von seinem Vorhaben, die tugendhafte Bertha zu heirathen, hier eintraf, wodurch die vollständige Aufklärung dieses Verhältnisses beschleunigt worden ist.“

Die Gräfin Genovefa und Fräulein Bertha baten nun inständig, daß dem reumüthigen Manne kein Leid zugefügt, ihm vielmehr vom Pater Norbert durch die Erzählung des ganzen Vorfalles das Gewissen be-

ruhiget werden möge, was auch zugestanden wurde, indem Ritter Eberhard betheuerte, daß er mit dem Ebereck er schon auf eigene Faust fertig zu werden gedenke. Auf die ausdrückliche Bitte Eberhard's und mit Bertha's Einwilligung, wurde die Trauung des jungen Ehepaars noch am nämlichen Morgen in der Schloßkirche von Pater Norbert vollzogen, und mit einem stillen Festmahle gefeiert, da der Bräutigam die eigentliche große Hochzeitfeier mit einem prächtigen Bankette, später auf seiner Burg Breitenstein zu halten, und dazu alle Ritter der ganzen Nachbarschaft einzuladen wünschte.

Bertha's Abschied am späten Abende von der Gräfin Genovefa, ihrer großen Wohlthäterin, war überaus rührend; sie lagen einander weinend in den Armen, und kein Auge blieb trocken. „Bertha, mein Kind, mein liebes Kind," jammerte der Thurmwart Benno, „du scheidest von mir; bald wirst du hören, daß die Sehnsucht nach Dir deinem alten Pflegvater das Herz gebrochen hat." Bertha stammelte Worte des Dankes; denn die Stimme versagte ihr vor lautem Schluchzen.

„O könnte ich doch meine gute, treue Martha mit blutenden Nägeln meiner Finger wieder aus der Erde herausscharren," stöhnte Benno, „und wollte Gott ihr dann neues Leben einhauchen, damit sie, so herzensgut, wie sie war, mich in meinem schweren Grame zu trösten vermöchte!"

„Wozu dieses Jammern und Weinen?“ fragte Ritter Eberhard, während ihm doch selbst die hellen Thränen in den Augen standen. „Da läßt sich leicht helfen. Wenn Graf Siegfried nichts dagegen hat, so pack deine Habseligkeiten zusammen, wackerer Benno, und folge uns, wenn du willst, nach Breitenstein, wo du Burgvogt werden, und deine alten Tage in Ruhe bei deiner Pflegetochter beschließen kannst; denn meinen jetzigen Burgvogt, einen jungen, kräftigen und muthigen Mann, gedenke ich nächstens als Burgvogt in Bertha's Stammburg Plettenberg zu verwenden, sobald ich den mörderischen Erbschleicher daraus vertrieben habe; kein schweres Stück Arbeit, mein' ich.“

So ungern der Graf den braven Benno, einen alten, treubewährten Diener, verlor, konnte er doch weder ihm, noch der guten Bertha, diesen Herzenstrost versagen. Der Alte fühlte sich nun eben so glücklich, als zuvor unglücklich, und schied schon am andern Tage von Siegfriedsburg, vom Grafen reich belohnt, und mit einem Pferde beschenkt.

Als nun Ritter Eberhard mit seinem Zuge zur Heimkehr aufbrechen wollte, ließ sich der alte Wolf die Ehre nicht nehmen, der neuvermählten Bertha den schönen Zelter vorzuführen, und den Steigbügel zu halten. Sie umarmte noch den kleinen Schmerzenreich, der sie weinend scheiden sah, drückte ihm einen Kuß auf die Stirne und lud ihn ein, ja recht oft auf seinem kleinen Pferde nach Breitenstein zu reiten, und sie zu besuchen.

Hierauf schwang sie sich in den Sattel, und der alte Wolf sagte, indem er ihr die Zügel reichte: „So lebt denn wohl, edles Fräulein und holdselige Braut! Ich bin schon gar alt, und werde Euch nicht oft mehr sehen; denn jeder Tag kann nun mein letzter seyn; aber es freut mich im Grunde meines Herzens, daß ich noch Gottes Lohn Eurer Tugend und Treue erlebt habe. Der Himmel segne Euch! Ich bitte, vergesset meiner nicht in Eurem frommen Gebete.

Mit rührendem Wohlwollen, und ihm die dargereichte Hand drückend, schied Bertha, und der stattliche Zug bewegte sich, von den Strahlen der untergehenden Sonne wie von einem Goldglanze verklärt, über die Zugbrücke von dannen, und am Saume des dunklen Waldes hin, in weiter Ferne gewahrten die Nachschauenden noch den weißen Zelter Bertha's, die oft mit einem schneeblanken Tuche zurückwinkte, und die wogenden Helmbüsche der Ritter.

Viertes Kapitel.

Die Räuberburg.

Das Hochzeitfest des Ritters Eberhard und seiner guten Bertha, wurde vierzehn Tage darnach zu Breitenstein mit aller erdenklichen Pracht gefeiert. Unter den zahlreichen Hochzeitgästen befanden sich auch der

Herzog und die Herzogin von Brabant auf dem Heimwege, und die ganze gräfliche Familie von Siegfriedsburg nebst dem Pater Norbert. Als diese wieder nach Hause kamen, ließ der Graf sogleich eifrig zu einem kriegerischen Zuge rüsten, indem er dem Ritter Eberhard seinen Beistand in der Fehde gegen den Stephan von Ebereck zur Wiedereroberung von Bertha's Stammburg, und zur gerechten Züchtigung dieses Verbrechers zugesagt hatte.

Es läßt sich wohl denken, daß die ganze Geschichte mit der so wundersam wiedergefundenen Tochter des Ritters Ulrich von Plettenberg, nicht lange verborgen blieb, und bald auch dem Ebereck er bekannt werden mußte, der nun den nahen verdienten Lohn seiner verruchten That um so leichter voraussehen konnte, als er Bertha's Vermählung mit dem tapfern und kühnen Ritter Eberhard erfuhr. Dieser ließ von Stund an alle Zugänge zur Burg Plettenberg von weitem heimlich beobachten, und als nichts Verdächtiges bemerkt wurde, Ritter Stephan auch nicht die geringste Vorkehrung zur Vertheidigung gegen einen Angriff zu machen schien, da brach Ritter Eberhard eines frühen Morgens, ohne den Zuzug seiner Freunde zu erwarten, mit seinen eigenen Reisigen gegen die Burg Plettenberg auf, deren Zugbrücke, wie unter den friedlichsten Umständen, nicht einmal aufgezogen, deren Zinne von keinem Thurmwart bewacht war.

Anfangs argwohnte Ritter Eberhard eine Kriegs-

list des bösen Sünders, durch die er ihn und seine Leute vielleicht in den Schloßhof locken, sodann aber nach rasch aufgezogener Brücke, und somit abgeschnittenem Rückzuge, durch Steinwürfe, Pfeile und siedendes Pech von oben herab, darnach durch übermächtigen Angriff von allen Seiten, bezwingen und vernichten wolle; allein zu seinem größten Erstaunen geschah nichts von allem dem; es regte sich keine Hand, kein Fuß; kein Pferd schlug an; Pferd und Viehställe waren leer: kein Hahn krähte. Vorsichtig wurden alle Räume durchsucht, und es zeigte sich, daß der Eberecker den Kampf vermieden, mit allen seinen Leuten sich durch einen unterirdischen Gang aus dem Staube gemacht, aber auch alles, was in der Burg nicht niet- und nagelfest gewesen, mit sich fortgeschleppt habe.

Ritter Eberhard ließ den Ausgang dieses unterirdischen Ganges mit Felsblöcken schließen, die Hälfte verschütten, und durch den Rest das Wasser des Burggrabens leiten, so daß die Burg, welche er nun sogleich in Besitz nahm, von dieser Seite nichts mehr zu befürchten hatte. Unverzüglich sendete er Boten mit der Nachricht dieser leichten Eroberung an alle befreundete Ritter, deren Hülfe er nun nicht mehr bedurfte, und ließ ihnen für ihren guten Willen herzlich danken.

Bei dem täglichen Anblicke der Vorbereitung zum Kampfe mit dem Eberecker fühlte Genovefa immer einen heimlichen, tiefen Kummer, indem sie für das Leben ihres geliebten Gatten und des Ritters Eberhard

fürchtete, dessen Tod das Lebensglück der guten Bertha vernichten konnte. Um so größer war ihre Freude, als die fröhliche Botschaft auf Siegfriedsburg eintraf, daß bereits Alles ohne Schwertstreich zu Ende sey. Da der menschliche Geist nicht in die Zukunft sehen kann, so geschieht es oft, daß man sich über etwas freut, worüber man sich eigentlich betrüben sollte, und über etwas traurig ist, was die größte Freude verdient. Wer die Ereignisse im menschlichen Leben, und ihre Folgen aufmerksam betrachtet, wird gewiß finden, daß es für viele Menschen oft weit besser wäre, wenn ihre sehnlichsten Wünsche nicht erfüllt würden; denn was dem Menschen wahrhaft gut sey, weiß nur Gott; darum sollen wir, so oft wir um etwas bitten, vertrauend auf seine Allweisheit und Allgüte, beisetzen: wenn es zu unserm Besten ist; denn Dein Wille, o Herr! geschehe, nicht der unsrige."

Bekanntlich waren zur damaligen Zeit die Straßen höchst unsicher; Reisende, Fuhrleute und Andere, welche ruhig ihres Weges zogen, wurden von Raubrittern und anderm Gesindel angegriffen, geplündert, in finstere Kerker geschleppt, die man Verließe nannte, um ein schweres Lösegeld von den Wohlhabenden zu erpressen, oder gleich erschlagen, und die Getödteten oft gar nicht, meistens aber nur so tief an Ort und Stelle eingegraben, daß nachfolgende Wanderer keine Spur davon sahen, welche sie zur Umkehr bewegen, anstatt in den gelegten Hinterhalt führen konnte. Um nun die Gegend

von solchen Mördern und Straßenräubern zu reinigen, unternahmen ehrbare Ritter mit ihren Nachbarn, zum Besten ihrer eigenen bäuerlichen Unterthanen, der sogenannten Hörigen, Streifzüge mit vereinter Macht, und hieben diejenigen nieder, welche sie auf Gewaltthätigkeiten ertappten, oder ließen sie sogleich an den nächsten Bäumen aufknüpfen.

Derlei gemeinsame Streifen zu veranstalten, sah sich Graf Siegfried bald nach der Flucht des Eberecker aus der Burg Plettenberg, durch die vielen eingelaufenen Klagen über die seitdem ungemein vermehrten Plünderungen und Raubmordthaten, veranlaßt, und aus den Geständnissen von vielen Gefangenen vor ihrer Hinrichtung, ergab es sich, daß der Eberecker nun an der Spitze der wildesten Räuberbanden stehe, sein Unwesen abwechselnd an den beiden Ufern des Rheines treibe, und Nachts, wenn er nicht mit seinen Gesellen in Wäldern auf neuen Fang lauere, in einer felsigen, von Außen gar nicht sichtbaren Räuberburg hause, deren innere Räume Licht und Luft nur durch zwei Felsenspalten von oben herab erhielten.

Die Ritter versprachen, jenem Gefangenen das Leben zu schenken, der ihnen zeigen könne, wo diese Burg liege; wie sehr aber auch die gefangenen Räuber ihr Leben liebten, so konnten sie diese Bedingung doch nicht erfüllen, weil der Eberecker die Vorsicht gebraucht hatte, seine Leute nur immer in völlig finsterer Nacht durch seine Maulwurfshöhlen in die Burg und aus

derselben zu führen; ja sie wußten nicht einmal mit Bestimmtheit anzugeben, ob dieses Raubnest am rechten oder linken Ufer des Rheines anzutreffen sey.

Einige Zeit darnach begannen die großen Herbstjagden der Ritter in ihren oft meilenweiten Wäldern. Da jeder Ritter dazu immer seine befreundeten Nachbaren einlud, so trafen sie die Verfügung, daß während ihrer Abwesenheit von ihren Burgen, diese immer so sorgfältig bewacht wurden, als ob der Feind schon vor den Mauern stünde, um einem möglichen verwegenen Ueberfalle des Eberecker und seiner Rotten vorzubeugen; die Ritter selbst aber zogen stets mit zahlreichem Gefolge auf die Jagd hinaus, und blieben so nahe beisammen, daß sie auf den ersten Ruf im Nothfalle einander Beistand leisten konnten.

Fünftes Kapitel.

Wolf's Pilgerfahrt.

Speicher und Keller, und alle Vorrathsräume der Siegfriedsburg waren mit den von Gott gesegneten Ernten an Getraide, Obst, Wein u. dgl. überfüllt, als der rauhe Winter mit seinem weißen Schneemantel und seinen Eislocken den Rhein besuchte, und durch aufgethürmten Schnee die Wege oft wochenlange ungangbar machte. Den Burgbewohnern, von den untersten Knech-

ten und Mägden an, die in den Pferd- und Viehställen, zum Klieben und Aufschichten von Holz, in der Sattelkammer, und zu hunderterlei häuslichen Landwirthschaftsarbeiten verwendet wurden, bis hinauf zum Grafen und zur Gräfin Genovefa, die noch immer gar fleißig spann, fehlte es darum doch nicht an Beschäftigungen aller Art; Schmerzenreich lernte fleißig, und tummelte sich in seinen Freistunden tüchtig in den großen Burghöfen herum.

Die langen Winterabende wurden durch anmuthige Erzählungen verkürzt, woran in einem großen, wohlthuend warmen Gemache alle Diener und Dienerinnen in der Burg Theil nehmen durften, welche sich durch Fleiß und Sittlichkeit die Zufriedenheit des Grafen und der Gräfin erwarben, die es nicht unter ihrer Würde hielten, mit Schmerzenreich und Pater Norbert bei diesen Abendunterhaltungen zu erscheinen, und wohl auch selbst, während sie, gleich allen übrigen Anwesenden, eine angemessene, geräuschlose Arbeit verrichteten, allerlei anmuthige und lehrreiche Geschichten zu erzählen. Kunz und Heinz brauchten allein eine ganze Woche zu dem ausführlichen Berichte aller Leiden und Mühseligkeiten, die sie auf ihrer Pilgerfahrt in das gelobte Land auszustehen hatten.

Die traurige Geschichte von der grausamen Mißhandlung und Ermordung der frommen Pilger zum heiligen Grabe, durch die Türken, ergriff und betrübte den kleinen Schmerzenreich so sehr, daß ihm oft die

Thränen über die Wangen herabliefen, und er zuletzt betheuerte; „er wolle auch einst gegen die Türken in den Krieg ziehen, wenn er größer und stärker sey, und sie gewiß so zusammenhauen, daß sie noch lange an ihn denken sollten.“

Eines Abends, als Kunz und Heinz mit ihrer Erzählung bei Zeiten fertig wurden, und die Reihe nun an den alten Wolf kam, entschuldigte sich dieser mit seinem abnehmenden Gedächtnisse, indem ihm, da er in seinem langen Leben so vielerlei Abenteuer erlebt habe, nun wohl alles untereinander kommen würde, und er sich auf nichts Rechtes besinnen könne. „Ei, guter Wolf,“ entgegnete Pater Norbert, „ich kann deinem schwachen Gedächtnisse wohl zu Hülfe kommen. So viel ich gehört habe, warst du ja früherhin auch in Diensten des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Siegfried von Epstein, und hast ihn auf seinem Kreuzzuge nach Jerusalem begleitet, den er mit noch drei andern Bischöfen unternommen hat. Diese Pilgerfahrt, welche mit so schweren Leiden verbunden gewesen seyn soll, wird Dir gewiß noch erinnerlich seyn, und ihre Erzählung Dir nicht gar schwer fallen.“

Wolf dankte dem Pater Norbert, daß er ihn auf diesen merkwürdigen Pilgerzug aufmerksam gemacht habe, und begann zu erzählen, wie folgt:

„Im Jahre 1064 sah es aus, als ob alle Leute, Alt und Jung, Haus und Hof verlassen wollten, um nach Jerusalem zu pilgern, und das heilige Grab

mit bewaffneter Hand den Ungläubigen zu entreißen. Ich diente damals unter den Reisigen des Erzbischofs Siegfried von Epstein, eines gar tapfern Prälaten, er war schon ein Mann in den Fünfzigern, aber noch so gesund und rüstig, daß ich mit keinem Jünglinge von zwanzig Jahren hätte tauschen mögen. Als es nun so weit kam, daß mein Herr und Gebieter zu einem Kreuzzuge in das gelobte Land sich anschickte, bat ich ihn dringend, mich mitzunehmen, und weil er meine treue Anhänglichkeit an seine Person kannte, auch recht wohl wußte, daß ich überall gerne voran stand, wo es auf's D'reinschlagen losging, so bewilligte er meine Bitte zu meiner größten Freude.

„Mit dem Beginne der Herbstzeit brach der Pilgerzug auf nach Jerusalem. Bei demselben waren: Siegfried, Erzbischof von Mainz, mein hochwürdigster, gnädigster Herr; dann die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg, und Wilhelm von Utrecht, begleitet von einer großen Zahl der vornehmsten Herren aus Frankreich. Anstatt aber in unscheinbarer, demüthiger Pilgertracht ihres Weges zu ziehen, wollten diese Herren, eben weil sie die Wallfahrt zur Verherrlichung Gottes unternahmen, bei den Völkern, durch deren Länder sie reiseten, in ihrem reichsten und werthvollsten Anzuge prangen. Dadurch geriethen sie aber in die größte Lebensgefahr und wären sicher auch zu Grunde gegangen, hätte nicht Gott, der wohl einsah, daß sie nicht aus irdischer Eitelkeit,

sondern ihm zu Liebe glänzen wollten, durch seine Barmherzigkeit sie geschützt; denn die rohen Bewohner der Länder, durch welche wir zogen, strömten aus ihren dichten Wäldern, Felsenhöhlen und armseligen Lehmhütten herbei, betrachteten staunend die nie gesehene Pracht der Fremdlinge, ihre kostbaren Harnische und gestickten Mäntel, ihre goldenen Ketten und silbernen Spangen. Natürlich wünschten sie auch, sich dieser herrlichen Sachen mit Gewalt zu bemächtigen. Die Kunde von diesem reichen Pilgerzuge eilte uns weit voran, weil wir nur kurze Tagreisen auf den schlechten Wegen machen konnten, und zur Erholung der Pferde, für die wir nach baldiger Erschöpfung des von Zeit zu Zeit angekauften Vorrathes, das Futter an manchen Tagen mühsam und mit großen Gefahren aus der Umgegend herbeiholten, immer eine lange Nachtruhe in den Wäldern halten mußten, durch welche die Wege führten.

„Durch Lycien, eine Landschaft in Kleinasien, kamen wir in das Land der Sarazenen oder Morgenländer, wie sich die Araber in Europa nennen, weil der Name Araber, oder Abendländer, den sie in Asien führen, in Europa nicht paßt. Schon hatten wir Ramla eine Tagreise hinter uns, als wir am Charfreitage Morgens drei Uhr von Sarazenen angegriffen wurden, welche die Botschaft von dem Herannahen so vornehmer und reicher Herren zu gewaltsamem Raube herbeigelockt hatte. Bei dem Pilgerzuge befanden sich auch viele Mönche und andere Geistliche, die der irrigen

Meinung waren, diese beutegierigen Horden mit leichter Mühe zu schlagen, wozu sonst gar nichts nöthig sey, als nur die Fäuste nicht müßig ruhen zu lassen, sondern mit Lanzen und Schwertern tüchtig d'rein zu stechen und zu hauen, indem sie selbst durch ihre Harnische gegen Wunden gesichert seyen. Allein ihr Muth und ihr guter Wille halfen ihnen nichts, da sie mit dieser Art von Kriegführung gar nicht bekannt waren.

„Leider überzeugte sie gleich der erste Angriff der Sarazenen, wie sehr sie sich täuschten, indem die meisten von ihnen, mit unglaublicher Behendigkeit von allen Seiten angefallen und abgemüdet, zu Boden geworfen, mit Wunden bedeckt, und vom Kopfe bis zu den Füßen ihrer Kleider beraubt wurden. Ich war eben selbst stark im Gedränge, als ich meinen Herrn, den Erzbischof Siegfried, von vielen ungläubigen Feinden umringt sah. Mit einigen tüchtigen Kreuzhieben bahnte ich mir den Weg zu ihm, und brachte ihn bald in Sicherheit; allein während ich noch die gewaltigsten Streiche rechts und links führte, um ihm Luft zu machen, sah ich mit Entsetzen in einiger Entfernung den Bischof Wilhelm von Utrecht vom Pferde stürzen; augenblicklich warfen sich die Sarazenen auf ihn, zogen ihn nackt aus, hieben ihm die Hände ab, und ließen ihn so in Todesnöthen auf dem Platze liegen. Dieß alles geschah so schnell, daß ich während dieser Zeit kaum mein Pferd hätte wenden können.

„Nicht um sich von einer Gefahr zu befreien, son-

dern nur um den augenscheinlichen Tod noch eine Zeitlang abzuwenden, griffen die noch übrigen Christen nach den Steinen, welche auf dem Boden dieser Gegend in zahlloser Menge lagen, und zogen sich mit Steinwürfen, auf den guten Rath einiger französischen Ritter, gegen ein in der Nähe befindliches Dorf zurück, welches wegen seines ähnlich lautenden Namens für Caparnaum gehalten wurde. Glücklich langten wir dort an. Hier trafen die Bischöfe wieder mit ihrem Gefolge zusammen, und schlugen ihr Lager in einem Hofe auf, den eine niedrige und so schwache Mauer umgab, daß sie, ohne äußere Anstrengung, leicht durch ihr Alter hätte einbrechen können.

„Mitten in diesem Hofe erhob sich ein Haus, mit einem Speisesaale in seinem obersten Stocke, der zu einem Widerstande gegen feindliche Angriffe erbaut zu seyn schien. Mein Herr, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Bamberg mit ihren Geistlichen, bezogen den obern Raum desselben, und den untern die übrigen Bischöfe. Wir Alle, die wir zu den weltlichen Pilgern gehörten, stellten uns nun sogleich hinter der Mauer auf, um diese, obwohl baufällige Brustwehr gegen den Feind zu vertheidigen, dessen ersten Angriff wir durch einen Steinregen abschlugen, welcher ihre Pferde so scheu machte, daß sie sich bäumten, und zurückdrängten, und somit die Nachrückenden in Verwirrung brachten.

„Wenig Schaden machten die zahlreichen Pfeile, welche die Sarazenen in den Hof schossen, und die

Christen verloren dadurch keineswegs ihren Muth. Ihre standhafte Vertheidigung gab den Berittenen Zeit, sich zu erholen, und bisweilen sogar Ausfälle zu machen, die den Sarazenen, bei dem Kampfe in der Nähe und von zwei Seiten, so übel bekamen, daß sie von ihrer ersten Absicht völlig abstehen, und die Bestürmung in eine Belagerung verwandeln mußten, in der Hoffnung, die Christen, denen sie mit dem Schwerte nichts anhaben konnten, durch Hunger zu bezwingen.

„Das Heer der Sarazenen durfte man mindestens auf zwölftausend Mann anschlagen, war also uns Christen ohne alles Verhältniß weit überlegen. Von diesem Vortheile wußten sie einen klugen Gebrauch zu machen. Sie ließen die Angriffe auf uns ohne Aufhören fortsetzen, die Stürmenden aber von Zeit zu Zeit immer wieder von neuer, streitkräftiger Mannschaft ablösen, während wir Christen immer die nämlichen Kämpfer waren, und nur selten einige Augenblicke zur Erholung gewinnen konnten. Die Feinde hofften auf unsere baldige Uebergabe wegen Erschöpfung durch Mangel an Ruhe und Nahrung.

„So dauerte unser Kampf gegen die Feinde der Christenheit, den ganzen Charfreitag, und den Ostersamstag bis zur dritten Stunde des heiligen Ostertages unaufhörlich. An die Wohlthat des Schlafes war gar nicht zu denken unter diesen Umständen; beständig den Tod vor Augen, hatten wir auch kein Verlangen nach Speise und Trank; ein solches wäre auch, bei dem

völligen Mangel aller Nahrungsmittel, ohnehin schon unnütz gewesen. Der dritte Tag ging bereits zu Ende; die meisten vermochten vor Hunger und Erschöpfung kaum mehr auf ihren Füßen zu stehen, viel weniger zu fechten; die Noth konnte nicht mehr größer werden. Der beste Wille, das muthigste Herz mußte verzagen; denn wer kann sich vertheidigen, wenn er nicht mehr im Stande ist, den Arm aufzuheben?

„Nun erhob sich einer von den Priestern, und rief laut, daß es eine Vermessenheit sey, sein Heil mehr von der Gewalt der Waffen, als von dem Vertrauen auf Gott zu erwarten; vergebens hoffe man, durch eigene Kraft sich von einem Elende zu befreien, welches man doch nur als ein göttliches Strafgericht zu betrachten habe; es bleibe kein anderes Mittel übrig, als sich alsogleich zu ergeben, da die Fortsetzung des Kampfes auch dem tapfersten Krieger, nach dreitägiger Entbehrung von Speise, Trank und Ruhe, unmöglich sey. Nur von Gott könne man Hülfe erwarten; er vermöge seine Gläubigen, die ihm schon so vielfältig ihre wunderbare Rettung aus der äußersten Noth zu verdanken hätten, selbst noch nach der Uebergabe, und inmitten ihrer grimmigsten Feinde, mit der Fülle seiner Barmherzigkeit zu beglücken. Die Hand der Vorsehung wirke unverkennbar auch bei dem gegenwärtigen schweren Mißgeschicke; er sey fest überzeugt, daß die Feinde nicht die Absicht hätten, sie alle bis auf den letzten Mann umzubringen; ihr Golddurst sey weit größer, als ihr Blut-

durst, und wäre nur einmal ihre wüthende Habsucht durch alles werthvolle Eigenthum der Pilger befriediget, so würden sie diese an der Fortsetzung ihrer Reise gewiß nicht hindern."

Wolf wollte in seiner Erzählung fortfahren, welche alle Anwesenden mit der größten Aufmerksamkeit, Theilnahme und Rührung vernahmen; allein die gute Gräfin Genovefa rieth ihm, eine Zeitlang auszuruhen; inzwischen sprach Pater Norbert viel Belehrendes über die Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande.

Sechstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

„Wie Ertrinkende nach jedem Strohhalme greifen, in der Hoffnung, sich zu retten, so waren nun auch alle Pilger mit dem Vorschlage, sich zu ergeben, einverstanden, legten unverzüglich ihre Waffen ab, und setzten die Ungläubigen durch einen ihrer Sprache kundigen Mann davon in Kenntniß. Ihr Anführer sprengte hierauf zum Thore hin, drängte sich, umgeben von siebenzehn der Vornehmsten seines Heeres, mit Gewalt in den Hofraum, und ließ den Eingang von seinem Sohne und einigen Vertrauten gegen seine eigenen Leute bewachen, damit sie nicht mit ungestümer Habsucht nachdringen, und dann die reiche Beute verschleppen könnten.

„Nun stieg der Anführer, gefolgt von einigen seiner vornehmsten Gefährten, auf Leitern in den obersten Stock des Hauses hinauf, worin sich mein Gebieter, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Bamberg befanden. Bischof Günther, welcher nicht sowohl wegen seines Alters, als wegen seiner hohen Tugenden und schönen, Ehrfurcht gebietenden Leibesgestalt, von Allen hochgefeiert wurde, ergriff das Wort, und machte dem feindlichen Heerführer das Anerbieten der Auslieferung aller Kleider von nur irgend einem besondern Werthe, mit Ausnahme der nothwendigsten Leibesbedeckung, gegen Bewilligung des freien Abzuges der Pilger. Der hochmüthige Sarazene aber, welcher sich einbildete, daß er uns arme bedrängte Christen schon alle in seiner Tasche habe, schrie ergrimmt: „„Schon hat mein Kampf mit Euch drei Tage lang gedauert, und eine große Zahl meiner tapfersten Krieger weggerafft; ich bin der Sieger, und mir gebührt es, Euch Bedingungen vorzuschreiben, anstatt diejenigen anzunehmen, die Euch mir zu machen beliebt. Darum will ich Euch auch nicht lange in Ungewißheit über Euer Schicksal lassen, sondern Euch geradezu sagen, daß alles, was Ihr bei Euch habt, mein gehört: Euer Leib sey mein Mittagsessen, und mit Eurem Blute will ich meinen Durst stillen!“ “

„Nach diesen Worten riß er seinen Turban vom Kopfe, und machte aus der Binde desselben eine Schleife, die er um den Hals des Bischofs Günther schlingen

wollte, um ihn zu erwürgen. Dieser jedoch, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft, schlug ihn mit geballter Faust so heftig in's Gesicht, daß er betäubt zu Boden stürzte, und rief: „„Unmensch! Büße nun für Deine Frechheit, daß Du, als eine Heide es gewagt hast, Deine unreinen Hände an einen Priester Jesu zu legen!"" Ermuthiget durch diese kühne That des Bischofs, packten viele Geistliche und Weltliche den Anführer und die mit ihm in den Saal gekommenen Gefährten, und banden ihnen die Hände so fest auf den Rücken, daß vielen das Blut aus den Nägeln hervordrang. Kaum erfuhren die Pilger im untern Theile des Hauses dieses Ereigniß, als sie es mit dem bei ihnen befindlichen übrigen Gefolge des Anführers auch so machten.

„Nun brachen sämmtliche Pilger in ein fürchterliches Geschrei aus; wir flehten zu Gott um seinen Beistand, nahmen wieder unsere Waffen, eilten zur Mauer, schlugen mit rasender Wuth die Besatzung am Thore in die Flucht, und fühlten uns durch diesen glücklichen Anfang so kampfmuthig und neugestärkt, daß wir an die vorausgegangene Erschöpfung, an den erlittenen Hunger und Durst, gar nicht mehr dachten. Die Feinde vor dem Thore waren ganz erstaunt über diese völlig unerwartete Veränderung unsers Benehmens, und konnten natürlich nichts anders argwohnen, als daß wir ihren Anführer mit allen seinen Begleitern müßten getödtet, und nun das letzte Mittel ergriffen haben, uns durchzuschlagen, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Voll Wuth und Rache wegen dieses vermeintlichen Bruches des Waffenstillstandes, stürzte das ganze Heer der Ungläubigen, in einzelnen Schaaren abgetheilt, wie unsinnig gegen das Thor, und gegen alle Seiten der Mauer, in der sichern Erwartung, daß dieß der letzte Sturm, und das Lebensende aller Christen seyn werde, die ihnen gegenüberstanden.

„Ohne Zweifel hätte auch der Sturm diesen Ausgang genommen, wären wir nicht so besonnen gewesen, den gefangenen Anführer und seine Gefährten, alle fest gebunden, den feindlichen Angriffen, und wohin ihre Pfeile am dichtesten flogen, entgegenzustellen. An der Seite eines jeden Gefangenen stand ein Pilger mit bloßem Schwerte. Sprachkundige Männer mußten den Feinden zurufen, sogleich mit dem Sturme aufzuhören, außerdem würden wir ihre gefesselten Anführer augenblicklich niederhauen. Unsere Ermahnungen wurden von dem feindlichen Heerführer und dessen Begleitern unterstützt, welche der Schmerz der engen Bande und die drohenden Schwerter mit so großer Angst erfüllten, daß sie mit lauter Stimme ihren Leuten dringend befahlen, vom weitern Kampfe abzustehen, dessen erste Opfer sie selbst sonst werden müßten. Der Sohn des Anführers, von seinem Vater mit der Bewachung des Hofthores beauftragt, und voll Entsetzen über die Todesgefahr, worin dieser schwebte, warf sich den Angreifenden entgegen, wo sie am wildesten anstürmten, suchte auf alle mögliche Weise ihre Wuth zu beschwichtigen, und gebot

ihnen, keinen einzigen Pfeil mehr abzuschießen, indem sie mit denselben nicht ihre Feinde, sondern zuerst ihre eigenen Anführer durchbohren würden. Mit großer Mühe brachte er es endlich dahin, daß der Angriff aufhörte, dessen letztes Gewühl noch ein christlicher Bote, in die Tracht der Sarazenen gekleidet, dazu benützte, sich in das belagerte Haus zu schleichen.

„Dieser Bote erschien gerade noch zur rechten Zeit wie ein rettender Engel vom Himmel, gesendet von einer Schaar von Pilgern, welche bei dem ersten Kampfe mit den Feinden am Charfreitage, alle ihre Habseligkeiten von sich geworfen, und die Flucht zurück nach Ramla ergriffen hatten. Durch diesen Boten erhielten wir nämlich die höchst freudige Nachricht, daß der ägyptische Statthalter von Ramla, wiewohl selbst dem Heidenthume zugethan, bereits mit einem ansehnlichen Heere aufgebrochen sey, um uns von unsern Feinden zu befreien. Kaum erblickten diese den Vortrab der hülfebringenden Krieger, als sie auf jede Beute verzichteten, nur noch auf ihre Rettung dachten, und die Flucht in der äußersten Verwirrung ergriffen, welche auch einer von den gefesselten Anführern benützte, um mit Hülfe eines Sarazenen, der uns Christen als Wegweiser gedient hatte, ebenfalls zu entkommen. Ueber dieses Benehmen des Wegweisers waren wir so erbittert, daß er sein Leben nur der nahen Rettung unsers eigenen zu verdanken hatte.

„Mit dem größten Jubel empfingen wir im Hofe

den Statthalter, welcher bald darauf an der Spitze seines Heeres angekommen war. Nur der einzige Umstand beunruhigte uns noch, daß wir uns seine Bereitwilligkeit, uns Christen beizustehen, nicht erklären konnten, und fürchten durften, in seiner Person noch einen ärgeren Feind auf dem Halse zu haben, als den entflohenen. Sein erstes Geschäft im Hofe war, die gefangenen und gefesselten Anführer der Sarazenen sammt ihren Begleitern vorführen zu lassen. Er betrachtete sie sorgfältig, und nach aufmerksamer Anhörung der ganzen Geschichte, dankte er uns sehr freundlich für unsere muthvolle Vertheidigung, durch welche wir das Reich der Fatimiden von seinen grimmigsten Feinden befreit hätten, deren endlosen Verwüstungen diese Gegenden seit vielen Jahren ausgesetzt gewesen, und von denen alle gegen sie aufgebotenen Heere geschlagen und vernichtet worden wären. Der Statthalter befahl, die gefangenen Anführer streng zu bewachen, um sie unter starker Bedeckung zu dem Kalifen zu bringen, empfing von uns eine bedeutende Summe, geleitete uns zurück nach Ramla, und ließ uns endlich unter dem Schutze einer Auswahl seiner tapfersten jungen Krieger gegen jeden ferneren Angriff, sicher nach Jerusalem führen.

„Wir erreichten die heilige Stadt ohne weitere Abenteuer, und nach Verrichtung unserer Andacht am heiligen Grabe und an den übrigen heiligen Orten der Stadt und ihrer Umgebung, eben so glücklich wieder Lycien, und konnten Gott nicht genug danken, uns,

nach so vielen schrecklichen Gefahren, der Sicherheit erfreuen zu können. Erst auf christlichem Boden athmeten wir wieder mit freier Brust. Unsern friedlichen Zug störte in Ungarn ein sehr trauriges Ereigniß, wodurch die Freude über die so glücklich begonnene Heimkehr höchlich getrübt wurde, nämlich der Tod des Bischofs Günther von Bamberg in der Blüthe seiner Jahre, eines Mannes voll Erhabenheit des Geistes, und voll Anmuth des Körpers."

Hiemit endete die vom alten Wolf erzählte Geschichte; doch wurde noch viel darüber gesprochen; besonders Schmerzenreich hatte eine Menge Fragen zu thun, um über dieses und jenes nähere Erklärung zu erhalten. „Ich selbst", äußerte der Graf, „war bereits gesonnen, zur Sühne meines von mir veranlaßten häuslichen Unglückes, das Kreuz zu nehmen, und einen Pilgerzug in das gelobte Land zu machen, was in unserer gegenwärtigen Zeit nicht leicht ein muthiger und frommer Ritter zu thun unterlassen wird, als Gott in seiner Barmherzigkeit mir meine liebe Genovefa wieder schenkte, und meinen lieben Schmerzenreich; hat meine gute Gemahlin ihre volle Gesundheit wieder gefunden, und ist mein Sohn zu einem streitbaren Jünglinge herangewachsen, wer weiß, was dann geschieht, und ob nicht gar Vater und Sohn miteinander nach Jerusalem pilgern; ich denke, es mag wohl noch viel Christenblut vergossen werden, bis die Ungläubigen für immer daraus vertrieben sind. Nun, wie Gott will!"

Der guten Genovefa traten die Thränen in die Augen, als sie ihren Siegfried so sprechen hörte; denn sie gedachte mit tiefer Wehmuth einer schmerzlichen Trennung von ihrem Gemahle und von ihrem einzigen geliebten Sohne, die auf der Pilgerfahrt durch das Schwert oder durch Krankheiten umkommen könnten. Damit Niemand sehen sollte, daß sie weine, neigte sie ihr Haupt auf Schmerzenreich herab, der zu ihren Füßen auf einem Schemel saß, strich ihm die schönen Locken aus der Stirne, und sagte: „Nicht wahr, lieber Schmerzenreich, wenn Du einst mit dem Vater in das gelobte Land ziehest, dann nimmst Du mich auch mit; ich würde vor bitterm Kummer sterben, und die stündliche Sorge um Euch möchte mir wohl bald das Herz brechen, wenn ich allein zu Hause zurückbleiben, und Euch von Gefahren aller Art bedroht wissen müßte." Siegfried drückte ihr mit stummer Rührung dankbar die Hand.

Pater Norbert erzählte noch viel Schönes von dem gelobten Lande, und was Kaiser Constantin der Große, nachdem er Christ geworden war, und seine fromme Mutter Helena, zur reichesten Ausschmückung des heiligen Gnadenortes zu Jerusalem gethan hatten, und durch welche Ereignisse es in die Gewalt der Ungläubigen gekommen sey, gegen die jetzt die ganze Christenheit in Waffen sich erhebe.

Siebentes Kapitel.

Golo's Reue.

Die Anfälle von Wahnsinn, woran Golo, in Folge seiner Verzweiflung, nicht selten litt, blieben nach einer achtwochentlichen schweren Krankheit desselben völlig aus. So wie Genovefa gehört hatte, daß Golo krank sey, erwachte das Mitleid mit ihm neuerdings in ihrem menschenfreundlichen Herzen. Auf ihre Bitte bewilligte Graf Siegfried, den Kranken in eine luftige, sonnenhelle, übrigens wohlverwahrte Kammer eines Nebengebäudes bringen, und ihm alle seinem Zustande angemessene Heilung, Wart und Pflege angedeihen zu lassen. Wie der barmherzige Samaritan übernahm der fromme Priester Pater Norbert die ärztliche Behandlung, und wachte viele Nächte an dem Krankenlager mit den zwei aufgestellten Wärtern, um zu beobachten, ob keine Verschlimmerung des Uebels eintrete, die etwa eine plötzliche Hülfe nöthig machen könnte. Nur durch diese besondere Sorgfalt war es möglich, den so schwer Erkrankten vom Tode zu erretten.

Schon während der Krankheit wollte Genofeva das Werk der christlichen Barmherzigkeit üben, ihn zu besuchen und zu trösten, unterließ es aber, obgleich ungerne, auf den verständigen Rath des Paters Norbert, welcher sagte, daß ein solcher Besuch von ihr oder Schmerzenreich, durch eine erschütternde Gemüthsbewegung den augenblicklichen Tod des Kranken,

oder mindestens einen hartnäckigen Rückfall veranlassen könnte, der wahrscheinlich jede Rettung unmöglich machen würde.

Als Golo's Genesung so weit vorgeschritten war, daß er bereits unter Tags sein Bett verlassen, im Zimmer auf und abgehen, und bei sonniger Mittagszeit eine Stunde vor der Hausthüre auf einer Bank sitzen durfte, um frische Luft zu schöpfen, und sich dadurch nach und nach zu erholen, schickte ihm Genovefa täglich stärkende Speisen, wie man sie Wiedergenesenden zu bereiten pflegt, und auch so viel alten Wein, als Pater Norbert zuträglich fand. Nur auf vieles Zureden des Pater Norbert, genoß Golo die wohlthätigen Gaben der Gräfin, indem er äußerte: „er sey einer solchen Gnade ganz unwürdig, und habe, statt der Rettung seines Lebens, einen tausendfachen Tod verdient.“

Dieses Wiedererwachen der edleren Gefühle in Golo's Brust, wollte der würdige Burgcaplan nicht unbenützt lassen, und nicht bloß das Leben des Unglücklichen, sondern auch seine Seele retten, wodurch zugleich ein dringender Wunsch der guten Gräfin erfüllt wurde, welchen sie dem Pater Norbert schon längst mitgetheilt hatte; denn es schmerzte sie tief, einen Menschen, der von dem Wege des Rechtes und der Tugend abgeirrt war, zu verlassen, anstatt ihm, als einem verirrten Mitbruder auf Erden, die Hand zu reichen, und ihn wieder auf den Weg zum wahren Heile zu führen, in-

dem ja der Himmel ein größeres Wohlgefallen an einem Sünder habe, der sich bessert, als an neun und neunzig Gerechten.

Pater Norbert besuchte fast täglich den Kranken, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sein Gemüth mit göttlichem Troste zu stärken, und als Golo wieder zu Kräften kam, saß der standhafte und geduldige Verkündiger des Wortes Gottes oft stundenlange bei ihm, und freute sich der guten Früchte seiner Belehrung. Eines Tages, da Pater Norbert eben wieder bei Golo saß, und durch die rührende Geschichte vom verlorenen Sohne auf die himmlische Barmherzigkeit hinwies, trat Genovefa, den kleinen Schmerzenreich an der Hand, der in einem Körbchen eingemachte Früchte und Himbeerensaft zu einem kühlenden Getränke für Golo trug, unvermuthet in die Kammer des Kranken, welcher anfangs so sehr darüber erschrack, daß er ganz bleich wurde, zitterte, und kein Wort sprechen konnte; dann aber, als Genovefa gar freundlich und mit sanftem Lächeln sagte: „Gott zum Gruß, Golo! Wie geht es mit Eurer Gesundheit? Ich bete alle Abende für Euch, daß Ihr bald wieder geneset,“ stürzte er laut weinend zu ihren Füßen, küßte den Saum ihres Gewandes, und stöhnte: „Dank, tausend Dank für so viel große Gnaden! Ach, ich bin nicht werth, daß Ihr mir auch nur einen Trunk Wasser reichen lasset, und Ihr sorget so barmherzig für mich, wie für einen Eurer treuesten Diener! O käme doch einst ein Tag, wo ich mein Leben

für Euch opfern könnte, um Euch die Größe meines Dankes, und die Innigkeit meiner Reue zu beweisen! Wie viel Dank bin ich auch dem frommen, von mir schwer beleidigten Pater Norbert schuldig, der meine sündhafte Seele tröstet, und zur Reue und Besserung mahnet, um den gerechten Zorn des Himmels zu versöhnen, und mir seine Barmherzigkeit wieder zu gewinnen! Auch Euch danke ich mit gerührtem Herzen, gnädiger Junker Schmerzenreich! Ihr bringet Erquickung dem Verbrecher, der Euch und die liebe Mutter, deren Tugenden Ihr geerbt habt, tödten wollte! O, Euer Name klinget wie ein ewiger Vorwurf, der tief in meine Seele schneidet! O weh mir! weh mir!"

Diese überwältigende Gemüthsaufregung hatte die Kräfte Golo's so erschöpft, daß er auf den Boden seitwärts an den Stuhl sank, erblaßte, und seinen Kopf auf die Brust sinken ließ. Pater Norbert's Bemühung gelang es bald, ihm die schwindende Besinnung wieder zu geben. Mitleidig sagte dann Genovefa zu ihm: „Golo, mit Erlaubniß meines Gemahles darf ich Euch verkünden, daß Ihr statt des finstern Kerkers künftig diese Kammer bewohnen werdet. Habt Ihr sonst noch eine Bitte auf dem Herzen, so sprecht sie aus! In so ferne sie Euren Verhältnissen angemessen wäre, dürft Ihr auf meine bittliche Verwendung vertrauen."

„Zu viel Gnade! Zu viel Gnade!" schluchzte Golo. „Erlaubt, gnädige Frau Gräfin, daß ich in meinem finstern Kerker auch fortan bleibe; das Bewußtseyn, da-

durch wenigstens etwas an meiner schweren Schuld abzubüßen, erleichtert mein Gewissen; wollet Ihr mir aber eine absonderliche Barmherzigkeit erweisen, so verwendet Euch für mich, daß mir gestattet werde, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in der Burg die gemeinsten und lästigsten Arbeiten, die der geringste Knecht von sich wegzubringen sucht, verrichten zu dürfen, damit ich meine Nahrung nicht ganz unverdient genieße, und die Einsamkeit des Kerkers meine Seele nicht wieder in die Finsterniß des Wahnsinnes und der Verzweiflung zurückdrücke, aus welcher sie der fromme Pater Norbert mit so unermüdlicher Geduld gerettet hat."

Die Gräfin versprach ihm, sich hiewegen bei dem Grafen für ihn zu verwenden, und als sie mit Schmerzenreich von dannen ging, kniete Golo nieder, streckte die Hände zum Himmel empor, und rief: „Gott segne Euch!"

So wie Golo wieder vollkommen hergestellt war, sah man ihn schon mit der ersten Morgendämmerung täglich im Hofe Holz spalten, das zwischen den Steinen aufwuchernde Gras ausjäten, Wasser tragen, die Ställe reinigen, u. s. w. Sagte irgend ein Knecht oder eine Magd, denen etwa eine Verrichtung unangenehm war: „Golo, da wäre wieder eine Arbeit für Euch!" so that er sie willig, ohne auch nur ein einziges Mal sich zu weigern. Jedes fühlende Herz mußte Mitleid fühlen, wenn man den einst so stattlichen Burgvogt Golo, der bei dem Grafen so viel galt, und ein ge-

waltiges Ansehen in der Burg und in der ganzen Grafschaft genoß, in seinem grauen Kittel, mit einem Stricke umgürtet, mit bleichem Gesichte und langem Barte, schweigend die schwersten Arbeiten verrichten sah. Niemals mißbrauchte er die erbetene, und vom Grafen anfangs nur als Prüfung bewilligte Gnade, arbeiten zu dürfen; keine einzige Klage lief gegen ihn ein, und Jedermann mußte gestehen, daß er mehr arbeite, als drei andere Knechte. „Siehst Du, guter, alter Wolf," sagte darum eines Abends der Graf, „wie man sich irren kann! Wie oft hast Du mich vor Golo gewarnt, seitdem ich ihn in der Burg frei herumgehen, und arbeiten lasse! Wie oft hast Du gesagt, daß ich meine allzu große Güte noch bedauern werde! Dennoch sind nun schon vier Jahre verflossen, und Deine Weissagung ist nicht eingetroffen." Wolf antwortete: „Gnädiger Herr, ich wünsche es nicht mehr zu erleben, daß meine Weissagung in Erfüllung geht; allein Niemand kann einen Mohren weiß waschen, und es ist noch nicht aller Tage Abend."

Achtes Kapitel.

Wie Golo seine Reue beweiset.

Es war wirklich noch nicht aller Tage Abend.

In einer schönen, mondhellen Nacht, lag Golo, von seinem schweren Tagewerke ermüdet, in jenem fin-

stern Kerker, worin einst Genovefa geschmachtet, in dem sogenannten Armensünderthurme, dem fürchterlichsten unter den Thürmen der Burg. In dem kalten, dumpfen, schauerlichen, feuchten Verließe mit einem kleinen schwarzen Eisengitter, durch welches am Tage nur spärliche Strahlen der Sonne, Nachts bisweilen kurze Blicke des Mondes fielen, schlief jetzt der reumüthige Golo fest und ruhig, und seit seiner Besserung schreckten ihn keine bösen Träume mehr aus seinem Schlummer auf. Den ganzen Tag hindurch hatte er vollauf zu thun gehabt, um für den Abmarsch eines großen Zuges von Reisigen und Fußvolk zu sorgen, womit der Graf im Vereine mit dem Ritter Eberhard von Breitenstein und andern ehrbaren Rittern in der Nachbarschaft, den Eberecker und seine Räuberrotte aufsuchen und vernichten wollte, welche seit Kurzem eine lange Strecke der beiden Rheinufer wieder unsicher gemacht, die Hütten der Landleute geplündert, und mit Raub, Mord, Brand und Schandthaten aller Art gewüthet hatten. Der Graf wollte am andern Tage seinen Leuten folgen, um sich an ihre Spitze zu stellen; der alte Wolf, noch immer ein rüstiger, streitbarer Greis, war mit ihnen ausgezogen, zu großer Beruhigung des Grafen, da er dem Wolf, einem vielerfahrnen, vorsichtigen und tapferen Krieger, die Führung der Leute an den bestimmten Sammelplatz, eine Stunde von Siegfriedsburg, ohne Besorgniß anvertrauen durfte. In der Burg befanden sich kaum mehr zehn Bewaffnete.

Bald nach Mitternacht heulte ein Hofhund, der sich von der Kette losgemacht hatte, so kläglich, daß Golo plötzlich aus dem Schlafe auffuhr. Damit die gräfliche Familie nicht in ihrem Schlummer gestört werden möge, die den entgegengesetzten Flügel der Burg bewohnte, stand Golo auf, und schickte sich eben an, seinen Thurm zu verlassen, und den Hund im Hofe wieder an die Kette zu legen, als er eine Thüre knarren, und den Hundswärter in Holzschuhen, murrend über diese nächtliche Ruhestörung, über das Steinpflaster im Hofe schlarfen hörte. Der Hund ließ sich zwar wieder an seine Kette legen, wollte aber nicht aufhören, zu heulen, obgleich ihm der Wärter mit der Peitsche einige Hiebe gab; um allem weitern Lärm ein Ende zu machen, mußte er den Hund wieder von der Kette befreien, und in den Hundszwinger schleppen, da er durchaus nicht von der Stelle wollte.

Von dem Armensünderthurme führte ein langer unterirdischer Gang, der fast kein Ende nehmen wollte, durch welchen einst Genovefa, ihren Schmerzenreich auf dem Arme, zur Hinrichtung wankte, an eine große eiserne Thüre; wurde diese geöffnet, so befand man sich im Walde. Aus der Tiefe dieses immer abwärts gezogenen Ganges, vernahm Golo, da er eben wieder zur Ruhe sich begeben wollte, ein dumpfes Murmeln, wie von vielen leise sprechenden Menschen, und gleich darauf den hohlen Schall eiliger Schritte. Golo konnte nichts anderes vermuthen, als einen feindlichen

Ueberfall. Er war in seiner glücklicheren Zeit immer ein Mann gewesen, der keine Furcht kannte. Was sollte er nun thun? Er hatte keine Waffen, und wenn auch, was würde er, ein einzelner Mann, gegen eine große Schaar ausgerichtet haben? Den Grafen und die wenigen streitbaren Männer in der Burg zum Widerstande zu wecken, erschien unmöglich. Um dieß thun zu können, mußte er die laut knarrende, eiserne Thüre seines eignen Kerkers öffnen, welche gerade in den unterirdischen Gang führte, sohin den Feinden entgegen, und eine zweite eiserne Thüre, durch die man in den Hof gelangte, und welche mit einem schmalen niedrigen Gange in Verbindung stand, der zu Golo's Kerkerthüre, und von der Schwelle derselben zum langen unterirdischen Wege geleitete. Wie hätte er so viel Zeit finden können, diese beiden Thüren zu öffnen, ohne von den Nacheilenden ermordet zu werden!

Diese zweite eiserne Thüre, deren eben erwähnt wurde, wäre sie mit dem doppelten Eisenbalken vom Hofraume aus verrammelt gewesen, hätte sicher den Angriffen der Feinde einen langen und wirksamen Widerstand geleistet; denn in diesem schmalen Gange konnte nur Mann für Mann gehen, und das Getöse bei dem Versuche des gewaltsamen Aufsprengens würde alle Hunde aufgeschreckt, und das anhaltende gräuliche Bellen derselben den Grafen und alle streitbaren Männer der Burg zum Kampfe gerufen haben. In dem Wahne aber, gegen feindliche Ueberfälle von die-

ser Seite her, durch die mit eisernen Kreuzbalken wohlverwahrte eiserne Thüre am Waldesanfang des langen unterirdischen Ganges, hinlänglich geschützt zu seyn, wurde die genannte zweite eiserne Thüre vom Hofraume aus nicht mehr verschlossen, seitdem Golo die Erlaubniß erhalten und nie mißbraucht hatte, in der Burg zu arbeiten.

Der Befehl, alle Abende diese Thüre zu sperren, war von Niemanden zurückgenommen; daß sie nicht mehr gesperrt wurde, geschah im Grunde nur aus Bequemlichkeit des Thürschließers, der Morgens gerne lange schlief, und seinem Schlafe täglich ein Paar Stunden hätte abbrechen müssen, um den Golo rechtzeitig zur Arbeit herauszulassen. Uebrigens lag auch keine Veranlassung zur besondern Wachsamkeit vor, da der Graf zu dieser Zeit mit keinem Ritter eine ehrbare Fehde zu bestehen hatte, und die Verwegenheit einer Räuberbande, auf eine so gewaltige und stark bemannte Burg einen Ueberfall zu wagen, kein Mensch sich hätte träumen lassen. Natürlich konnte Golo die Thüre seines Gefängnisses von innen nicht verschließen, was bei keinem Kerker geschehen kann, weil sonst der Zutritt zu den Gefangenen nicht in jedem Augenblicke frei bliebe; mancher würde wohl auch seine Thüre verriegeln, um inzwischen, ohne Furcht einer Ueberraschung, nach Belieben Fluchtversuche unternehmen zu können. Er mußte nun gleichwohl das fernere Thun und Treiben der Eingedrungenen erwarten, um sein Benehmen nach den Umständen zu bemessen.

Neuntes Kapitel.

Gleich und Gleich gesellt sich gern.

Immer näher kamen die Schritte und halblauten Stimmen der Herannahenden. Deutlich hörte er sagen: „Gleich sind wir bei dem Armensünderthurme, worin der arme Golo schmachtet! Den müssen wir zuerst befreien; er kann uns alle Wege im Schlosse zeigen; seitdem wir fort sind, mag sich viel verändert haben. „He da, die Brecheisen vor!"

„Ha," dachte sich Golo, „das sind die Diener, welche ich einst in die Burg aufnahm, und der Graf dann wieder entließ. Sie kennen den unterirdischen Gang, und sind nun aus Dankbarkeit gekommen, mir die Freiheit nach langen Kerkerleiden zu verschaffen." Er riß die Thüre auf, und sah bei dem düstern Flackern einer Holzfackel, daß der Gang weit hinab von bewaffneten Männern wimmelte, deren wildes Aussehen sie als Räuber bezeichnete. Hinter den ersten acht Mann, die er als entlassene Diener des Grafen erkannte, kam ein starker breitschulteriger Mann, in der Rüstung eines Ritters; seinen Helm trug einer seiner Leute hinter ihm, weil sonst der wogende Helmbusch an die Decke des niedrigen Ganges gestreift hätte. Der Ritter war entsetzlich anzuschauen; sein dicker Kopf mit den struppigen Haaren saß auf dem kurzen Halse; aus den kleinen, grauen, wildrollenden Augen mit den stechenden Blicken funkelten Raubsucht und Mordlust.

„Willkommen, meine treuen Freunde, willkommen!“ rief ihnen Golo entgegen, und augenblicklich hielt der ganze Zug still. „Der Teufel muß Euch den guten Gedanken eingegeben haben, gerade heute zu meiner Befreiung zu kommen, wo man vergessen hat, meine Kerkerthüre zu verriegeln. Eben wollte ich den Versuch machen, zu entfliehen, als Euer Herannahen mich unschlüssig machte, was ich thun sollte.“

„Dummer Narr,“ rief der Ritter, „glaubst Du, ich sey mit hundert und achtzig meiner verwegensten Bursche, mit denen ich den Satan aus der Hölle heraustreiben könnte, bloß wegen Deiner Befreiung in die Siegfriedsburg eingebrochen, und wir hätten nur Dir zu Liebe das eiserne Eingangsthor des unterirdischen Ganges, welches allen unsern Brecheisen widerstand, seitwärts untergraben, daß wir Mann für Mann, wie Hamster in ihre Löcher, in den Gang schliefen mußten? Deine Befreiung ist nur eine Nebensache meines Ueberfalles, die ich den Burschen da vorne überlasse; ich aber habe hier ganz andere Dinge zu verrichten, wobei Du mithelfen, oder sterben mußt.“

„Spart Eure Drohungen, Herr Ritter, oder was Ihr sonst seyn möget,“ erwiederte Golo keck: „Ihr kennt mich schlecht, wenn Ihr Euch einbildet, daß ich Euch fürchte; mir liegt so wenig an meinem Leben, als Euch an dem Leben eines alten Karrengaules, der sich ein Bein gebrochen hat. Stände jetzt der Teufel vor mir, gegen den Ihr doch nur ein armseliger Pfu-

scher seyd, ich würde seine Drohungen verachten, wie die Eurigen!"

Nach diesen Worten Golo's, die nur aus dem Munde eines verruchten, gottlosen Menschen kommen konnten, kehrte sich der Ritter schweigend um, und sprach still mit seinen Leuten; die vom Grafen entlassenen Diener aber flüsterten dem Golo ängstlich zu: „Seyd Ihr denn rasend, gegen den gefürchteten Ritter Stephan von Ebereck, unsern Anführer, eine solche Sprache zu führen? Gewiß läßt er Euch umbringen!"

Eben wendete sich der Ritter wieder gegen Golo, um zu sprechen, als dieser fortfuhr: „Der Ebereckerist's? Nun, da dient Ihr auch einem saubern Anführer, der eben so einfältig war, die Ermordung eines Kindes einem Andern anzuvertrauen, wie ich bei der vermeintlichen Hinrichtung der Genovefa und ihres Kindes; hätte ich dieses kleine Geschäft selbst besorgt, dem rückkehrenden Grafen einen Hinterhalt gelegt, und ihm das Lebenslicht ausgeblasen, so wäre ich jetzt Besitzer der Grafschaft, anstatt Bewohner des Armensünderthurms."

„Du hast Dir ein Verfahren gegen mich erlaubt," nahm nun der Ebereck er das Wort, „welches eigentlich den Tod verschuldet. Aber Du bist ein verwegener Geselle, ich finde Gefallen an Dir, und willst Du in meine Dienste treten als zweiter Anführer, da ich doch nicht überall zugleich seyn kann, und Dich nothwendig brauchen könnte, so schlag ein!

„Einverstanden!" rief Golo freudig, und gab den

Handschlag in die dargebotene Rechte des Eberecker, und ein frohes Gemurmel lief darob durch die ganze Schaar. „Ein Schwert her!" gebot Golo; „ein Mann ohne Schwert ist ein Arm ohne Hand!" Einer von den Leuten des Ritters reichte ihm ein Schwert, und bewaffnete sich dafür mit einem Brecheisen. „Was wollt Ihr eigentlich zu Siegfriedsburg?" fragte Golo den Eberecker.

„Rache und Schätze!" antwortete dieser: „Ich weiß, daß der Graf den Breitensteiner mit Rath und That zu meinem Verderben unterstützt! ich weiß, daß er gestern wieder Reisige gegen mich aussendete, denen er selbst heute nachfolgen will. Diesen Ritt gedenke ich ihm aber zu ersparen. Ich will ihn jetzt mit Weib und Kind ermorden, seine Schätze rauben, und die Burg an allen Ecken anzünden. Dann ist alles abgethan!"

„Dieß meint Ihr," erwiederte Golo, „seyd aber im größten Irrthume. Der Graf hat seine Schätze nicht in der Burg, sondern bei reichen Kaufherren in Worms, die ihm gute Zinsen dafür berechnen. Bringt ihr ihn mit Weib und Kind um, so entgeht Euch das reiche Lösegeld; zündet Ihr die Burg an, so werden ihre Flammen seinen Reisigen zur eiligen Umkehr leuchten, und alle weithin gegen Euch aufgestellten Streifzüge der benachbarten Ritter gegen Euch herbeilocken; bei dem ersten sichtbaren Brande, wird sich die ganze Grafschaft zu bewaffneter Hülfe einfinden, und ob es Euch dann noch gelingen könne, Euch durchzuhauen, möchte sehr zu be-

zweifeln seyn; denn obgleich der Mond bald untergeht, so wird doch das gewaltige Feuer von der Höhe aus stundenweit die ganze Gegend erhellen, und es Euch gar sehr erschweren, unbemerkt in irgend einer Waldestiefe ein sicheres Versteck zu finden."

„Du hast Recht," Golo, versetzte der Ritter; „ich sehe, daß Du ein tüchtiger, schlauer Bursche bist. Aber was soll ich denn jetzt thun?"

„Den Grafen, Genovefa, und den Sohn überfallen, binden, und fortschleppen, und auf ihre Köpfe so viel Lösegeld setzen, daß die Wormser-Kaufleute keinen schwarzen Heller mehr von den Schätzen des Grafen aufzubewahren brauchen, womit sie ohnehin nur einen sündhaften Wucher treiben."

„Dein Vorschlag läßt sich hören," sagte der Eberecker. „Nun müßen wir noch wegen Vertheilung der Schätze in's Reine kommen. Bei mir ist's Herkommen, daß von jeder Beute die eine Hälfte mein gehört, die andere Hälfte zu gleichen Theilen meinen Leuten. Bist Du zufrieden, wenn ich Dir, als zweitem Anführer, von meiner Hälfte den dritten Theil gebe?"

„Vollkommen!" entgegnete Golo; „jedoch mit der Bedingung, daß die Gräfin drei Monate lang meine Gefangene bleibe, und Ihr erst nach dieser Zeit das Recht haben sollet, sie gegen ein Lösegeld dem Grafen zurückzusenden; dafür will ich aber zu Euern Gunsten auf meinen Antheil an dem Lösegelde verzichten, welches Ihr für die Gräfin bekommen werdet."

„Hab' nichts dagegen, hab' nichts dagegen!" brummte der Eberecker mit wildem Grinsen. „Doch jetzt an's Werk!"

„Ja, es ist höchste Zeit," sagte Golo; „sonst bricht der Tag an, und unser ganzes Vorhaben könnte vereitelt werden. Folgt mir alle so still als möglich, und thut, was ich anordne!" Leise schlichen sie über den Hofraum durch eine Hintertreppe in die Burg hinauf, in das eigentliche Herrenschloß, welches der Graf mit seiner Familie und seiner nächsten Dienerschaft bewohnte, nachdem sie sich zuvor durch zahlreiche Wachen an allen Zugängen den Rücken gedeckt hatten; dieß alles geschah nach Golo's Anordnungen.

Zehntes Kapitel.

Der nächtliche Ueberfall.

Graf Siegfried hatte sich schon frühzeitig zur Ruhe begeben, in der Absicht, mit der Morgendämmerung aufzubrechen, und seinem vorausgesendeten Zuge von Reisigen unter Wolf's Anführung zu folgen. Kriegerische Gedanken in Bezug auf den kommenden Tag beschäftigte seinen Geist so anhaltend, daß sie ihm erst nach geraumer Zeit den ersehnten Schlummer vergönnten, und sich selbst in seine Träume drängten. Es war ihm als würde die Burg von Feinden überfallen; plötzlich fuhr er aus dem Schlafe auf, hörte das Bellen des

Hundes, und hielt seinen Traum für Wirklichkeit. Schnell sprang er aus dem Bette, nnd eilte auf die Altane hinaus, zu welcher eine Flügelthüre seines Gemaches führte. Das Mondlicht beleuchtete den ganzen Hofraum, so daß er, zu seiner Beruhigung, den Hundswärter bemerken konnte, wie er eben den unschweigsamen Hund in den Stall führte.

Bald darauf meinte er, die in einem Nebengemache schlummernde Genovefa, welcher gegenüber Schmerzenreich sein Nachtlager aufgeschlagen, habe ängstlich seinen Namen gerufen; er trat herein, öffnete die Thüre, und fragte: „Genovefa, schläffst Du?“ Sie gab keine Antwort; er aber sah deutlich, daß sie in süßem Schlummer liege; denn der Mond goß eben sein volles Licht über ihren Oberleib aus, und erhellte die anmuthige Gestalt der frommen Gräfin so deutlich, daß dem Grafen selbst ihre durch das Athmen veranlaßte Bewegung nicht entgehen konnte. Ohne die Thüre zum Gemache seiner Gemahlin zu schließen, trat er wieder auf die Altane hinaus, um den unheimlichen Wechsel zu beobachten, wie dem milden Lichte des scheidenden Mondes allmählig die finstern Schatten der Nacht folgen, die erfrischende Kühle der Nachtluft zu genießen, und sich an dem wilden Rauschen eines großen Wasserfalles zu ergötzen, der zu seiner Rechten, jenseits der Mauer, aus den Bergesklüften über bemoosetes Gestein in den großen Burggraben stürzte.

Die Erinnerung an eine edle That, die bereits ge-

than ist, oder die man zu thun beschlossen hat, erfüllt das Herz des Menschen mit dem innigsten Entzücken. Dieses selige Gefühl genoß eben auch der Graf, indem er an sein mit Pater Norbert verabredetes Vorhaben dachte, am nächsten Geburtstage Genovefa's den Golo völlig zu begnadigen, und ihm einen guten Maierhof in der Grafschaft zu schenken, der jede fleißige Familie reichlich ernähren konnte, damit der Unglückliche für seine aufrichtige Reue und anhaltende Besserung, schon hier auf Erden belohnet werden möge. Die Gräfin wußte noch nichts von diesem Vorhaben; der Graf wollte sie überraschen, und freute sich schon zum Voraus auf die Freude, welche er dadurch der Genovefa bereiten würde.

Mit diesen Gedanken eines barmherzigen Gemüthes beschäftiget, schaute der Graf, die Hände auf dem Rücken, bald zu dem stillen Monde hinauf, bald in den weiten Hofraum hinunter, über dessen zuvor so hellen Boden immer breitere Schlagschatten wie dunkle Teppiche sich breiteten, als auf einmal die Hirschkuh, wie von Rüden gejagt, vom untern Ende des Hofraumes, zur Linken der Altane, in flüchtigen Sätzen gesprungen kam, auf den Zuruf des hierüber verwunderten Grafen still stand, wie ächzend zu ihm emporschaute, und dann sogleich zu den großen, dichten Haselnußstauden forteilte, welche neben dem Burggartenthore, die Mauer entlang, ein schützendes Gehege bildeten.

Nur etwas ganz Ungewöhnliches konnte das sonst so zahme und friedliche Thier aus seiner nächtlichen Ruhe

aufgescheucht haben, die es im Sommer immer neben seinem eigenen schönen Stalle, auf weichem Mooslager suchte. Um so früh keinen Diener in seinem Schlafe zu stören, wollte der Graf persönlich die Veranlassung erforschen, und sich eben gegen das Gemach wenden, um sein Schwert zu nehmen, als in diesem Augenblicke eine Strickschlinge über sein Haupt flog, und um Brust und Rücken so fest zusammen gezogen wurde, daß er keinen Arm und keine Hand mehr bewegen konnte.

„Wagt keinen Laut, Graf Siegfried," sagte der Eberecker leise zu ihm, „sonst laß ich Euer Weib und Kind vor Euern Augen tödten. Folgt mir!"

Der Graf sah, daß beide Gemächer von fremden, wilden Gesichtern voll waren; hier durfte an keinen Widerstand gedacht werden. Ihm bangte nur, was mit Genovefa und Schmerzenreich geschehen würde. Jene verstummte nach einem leisen Schrei bei der gleichen Androhung des Ermordens ihres Gatten und Sohnes. „Auf, werft einen Mantel um," mahnte eine rauhe Stimme; „mehr braucht Ihr nicht; und Ihr, junger Mensch, sputet Euch! Wir haben keine Zeit zu verlieren." Schmerzenreich war seiner Mutter im Ankleiden behülflich, und benützte dieß, das kleine hölzerne Kreuz, ihren gemeinsamen Trost in der Wildniß, welches ober ihrem Haupte an der Wand hing, herabzunehmen, und unter dem weiten Wammse auf seinem Herzen zu verstecken. Nach einer Verabredung mit dem Eberecker hatte sich Golo bis jetzt, mit den

vom Grafen entlassenen Dienern, immer hinter den Andern aufgehalten, um diesem keinen Aufschluß über das Verhältniß dieses Ueberfalles zu geben. Nun aber stellte er sich an die Spitze, um den Rückzug aus der Burg zu ordnen, der auf dem nämlichen Wege geschah, auf welchem die Räuber gekommen waren, nämlich durch den unterirdischen Gang, nur mit dem Unterschiede, daß dießmal das eiserne Waldthor, nach Entfernung der Kreuzbalken, zum Ausgange geöffnet wurde.

So fest war das Vertrauen des Grafen auf Golo's Besserung, daß er, an der Kerkerthüre desselben vorübergehend, heimlich dachte: „Treuer Golo, Du schläfst da d'rin, mit Deinem tröstenden Bewußtseyn reuevoller Besserung, ruhig und fest, ohne irgend eine Ahnung von dem schrecklichen Geschicke Deiner Herrschaft, die vielleicht dem Tode entgegen geht. Bald wirst Du zu Deinem Tagewerke erwachen, und mit Schrecken uns vermissen, und Niemanden sagen können, wohin wir gekommen sind." Genovefa betete im Stillen zu Gott um Rettung. „Eine neue harte Prüfung ist mir beschieden," seufzte sie heimlich; „doch Gutes und Böses, das eigentlich nur uns beschränkten Menschen böse scheint, aber im Grunde nicht böse ist, kommt von Gott; darum sey auch Gottes heiliger Wille in alle Ewigkeit gepriesen!"

Kalte Morgenluft wehte; der Zug hatte den Wald erreicht.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung.

Der Einbruch der Räuber in die Siegfriedsburg, war nicht so geheim geblieben, wie sie wähnten. Das Häuschen des Hundswärters stand rückwärts in Verbindung mit dem sogenannten Hundszwinger, worin die Jagdrüden des Grafen verpflegt wurden, und hatte vorne, gegen den Hofraum, einen kleinen Anbau, in der Form einer großen Hundshütte, zum Aufenthalte des Hofhundes, dessen ungewöhnliches Bellen, und noch im Zwinger fortgesetztes Knurren, die besondere Aufmerksamkeit und Furcht des Wärters erregte, der nichts Schlimmeres argwohnte, als das Herumwandeln eines Nachtgespenstes. Dennoch siegte die Neugier über die Furcht. Nach der Verwahrung des Hundes, zog daher der Wärter leise den Schieber von einer Oeffnung weg, durch welche der Hofhund, wenn er nicht an der Kette lag, aus seiner gemauerten Hütte in das Häuschen des Wärters gelangen konnte, und so auch wieder zurück, ohne daß dieser ihn durch die Thüre des Häuschens in den Hofraum hinauszulassen brauchte. Nun aber schlof der Wärter selbst durch jene Oeffnung in die Hütte des Hofhundes, wo er der Länge nach ausgestreckt lag, sich auf die Ellenbogen stützte, und den Kopf in den hohlen Händen ruhen ließ. In dieser Stellung konnte er unbemerkt, weil die Hütte im Schatten eines

Mauervorsprunges sich befand, alles genau beobachten, was im Hofraume geschah.

Bald darauf quoll eine große Menge unheimlicher Gestalten aus dem eisernen Hofthore, das zum Armensünderthurme führte, die sich nach der stillen Anordnung Golo's, welchen der Wärter zu seinem größten Erstaunen und Schrecken deutlich erkannte, nach allen Seiten hin vertheilten. Vier Mann schlichen auf den Zehen die Hundshütte heran; drei davon, wahrscheinlich von dem weiten Marsche ermüdet, setzten sich neben derselben auf den Boden, der vierte aber, gleich den übrigen ein blitzendes Schwert in der Hand, blieb vor der runden Oeffnung der geräumigen Hundshütte stehen, und sagte ganz still: „Wer weiß, ob nicht da d'rin eine wohl abgerichtete Bestie von einem Hunde lauert, plötzlich auf uns herausstürzt, und durch Teufelslärm das ganze Geschäft vereitelt!“ Zugleich stieß er mit dem Schwerte durch die Oeffnung, und der Wärter entging dem tödtlichen Stoße nur durch eine rasche Bewegung seitwärts. Der Schweiß der Todesangst brach aus seinem Leibe hervor. Nun nahm auch der Vierte Platz neben seinen Gefährten. Der Wärter hörte jedes Wort ihrer nur geflüsterten Unterredung.

„Das ist doch die verwegenste Unternehmung des Ebereckers,“ begann einer, „die er jemals gewagt hat.“

„Ohne Mithülfe des Golo wäre sie doch nicht gelungen,“ versetzte sein Nachbar, „und dann ist's noch eine Frage, ob sie gelingt.“

„Daran zweifle ich nicht,“ erwiederte jener; „aber die Folgen, die Folgen! Man trägt den Krug so lange zum Brunnen, bis er bricht. Dieser Streich mag kein geringes Aufsehen bei der ganzen Ritterschaft machen, die uns jetzt noch beharrlicher auf den Fersen sitzen wird, als bisher, bis sie uns zusammengehauen, oder an den Galgen gebracht hat. Der Breitensteiner —“

„O, den brauchen wir nicht mehr zu fürchten; mit dem wird's in wenigen Tagen zu Ende gehen,“ unterbrach ihn ein anderer. „Der Eberecker hat schon alles dazu eingeleitet, und zwei von den Pfiffigsten seiner Leute in die Dienste des Ritters Eberhard gebracht, die im Einverständnisse mit uns handeln.“

In diesem Augenblicke sprang die Hirschkuh vorüber, und der Vierte fuhr schon mit beiden Händen nach dem Rande der Oeffnung der Hundshütte, um sich darin zu verstecken, vom blinden Schrecken eines vermeintlichen Angriffes hingerissen, als der Erste, mühsam das Lachen unterdrückend, ihn an der Schulter wegdrängte, und leise sagte: „Schämst Du Dich denn gar nicht, Dich vor einer Hirschkuh zu fürchten, und in den Hundsstall zu verkriechen? Unser Ritter wenn es wüßte, ließe Dich aufknüpfen! Ich war unter dem Burgvogte Golo lange genug in dieser Burg, um mich auszukennen.“

„Auf, mahnte der Zweite, „dort kommt der Zug um die Ecke! Richtig, sie haben alle drei: den Grafen, die Gräfin und das Junkerlein. Nun, da giebt's ein hübsches Lösegeld, kommt, wir wollen uns anschließen!“

Etwa nach einer halben Stunde kroch der Wärter aus der Hundshütte, schlich behutsam im Schatten der Wand bis zum erwähnten eisernen Hofthore, und lauschte hinter demselben, an der Mündung der Angeln, bis das dumpfe Dröhnen der Schritte verstummt war. Dann verschloß er das Thor mit dem Querbalken, eilte in das Gemach des Paters Norbert, und schreckte ihn mit der furchtbaren Kunde des Geschehenen aus dem friedlichen Schlafe auf. Anfangs glaubte der würdige Priester, ein lebhafter böser Traum habe den am ganzen Leibe zitternden Wärter getäuscht; als dieser aber das Ereigniß und das Gespräch der vier Räuber im klaren Zusammenhange erzählte, hielt es Pater Norbert für seine Pflicht, die Sache näher zu untersuchen, und alle Bewohner der Burg zu wecken, während er selbst sich schnell ankleidete. Die Mitwirkung des durch ihn so mühsam gebesserten Golo schien ihm jedoch eine Unmöglichkeit, und er weinte über diesen Rückfall eines reumüthigen Sünders die bittersten Thränen, als er durch eigene Ueberzeugung von Golo's leerem Kerker, und dessen Verschwinden aus der Burg, an der Wahrheit der Aussage des Wärters nicht wohl mehr zweifeln konnte.

Den Räubern nachzusetzen, war bei dem großen Vorsprunge, den sie bereits hatten, und bei der geringen Zahl von Reisigen in der Burg, ein unausführbarer Gedanke, dagegen das Nothwendigste, was unverzüglich geschehen mußte, dem Wolf und dem Ritter

Eberhard von Breitenstein von diesem Vorfalle Kunde zu bringen, und überdieß Letzteren auch noch vor dem Schlage zu warnen, womit ihn der grimmige Eberecker bedrohte. Den Vollzug dieser gefährlichen Aufträge übernahmen Kunz und Heinz, indem sie äußerten, daß sie für den Grafen, der ihnen so gnädig verziehen habe, nicht oft genug ihr Leben wagen könnten. Sie zogen also ihre Pilgerkleider an, in denen man damals, auf den unsichern Straßen und Wegen, gegen räuberische Angriffe noch am meisten geschützt war, und wanderten durch ein Hinterpförtlein der Burg ihres Weges.

Zwölftes Kapitel.

Die Theilung.

Nach einem vierstündigen, anhaltenden Marsche, rechts, links, hinauf, hinunter, zurück, wieder vorwärts, nach allen Richtungen, um allenfalls die Verfolger zu täuschen, gelangte der Zug des Eberecker, bei welchem sich nur zwei Pferde befanden, eines für ihn, und das andere für Genovefa, in ein schmales Felsenthal, wo Halt gemacht, Fleisch und Brod und Wein, nach der frühern Weisung des Ritters von seinen Knechten schon in der Nacht hierhergeschleppt, unter die Leute vertheilt, und der Ruhe gepflogen wurde. Die drei Gefangenen verschmähten das Angebotene. Lachend sagte

ein Knecht: „Wenn die Zeit kommt, wo Euch hungert und dürstet, werdet Ihr nicht mehr so zimperlich thun, und gar gerne zugreifen.“ Sie hatten nicht einmal den Trost, miteinander sprechen zu können; denn sie waren auf eine Entfernung von zwanzig Schritten voneinander getrennt, und so gestellt, daß sie nicht einmal Blicke zu wechseln vermochten. „Wo ist Euer Anführer? Ich will ihn sprechen!“ fragte der Graf einen von den Räubern in seiner Nähe. „Nur Geduld, Ihr werdet ihn gleich zu sehen bekommen,“ antwortete statt des Gefragten der Ebereck er selbst, welcher eben vorüberging, seine Schaar einen Kreis bilden ließ, in der Mitte desselben Platz nahm, und dann die Gefangenen vorzuführen befahl.

„Siegfried,“ begann der Raubritter, indem er seinen Helm vom Haupte nahm, „ich bin der Ritter Stephan von Ebereck, und Ihr seyd mein Gefangener, mit dem Troste, daß Euer Weib und Euer Sohn das gleiche Schicksal mit Euch theilen. Mir ist so gut bekannt, wie Euch, daß Ihr mir, wegen der Breitensteinerin, nach Leib und Leben trachtet, ihrem Manne mit Rath und That Beistand geleistet, und erst gestern Eure meisten Reisige ausgesendet habt, damit sie, vereint mit den Söldlingen Eures Freundes und der übrigen Nachbarn, mich fangen oder tödten sollen. Ha! ha! ha! Mich fangen, mich tödten! Das habt Ihr nicht klug angestellt, Siegfried! Denn wer andere fangen will, muß wohl acht haben, daß nicht er selbst zuvor

gefangen werde. In der Meinung, mein Verderben zu beschleunigen, habt Ihr das eurige herbeigeführt. Wäret Ihr heute mit Euren Leuten gegen mich ausgezogen, anstatt sie schon gestern mit feindseliger Ungeduld fortzusenden, so würde ich es nicht gewagt haben, die wohlbemannte Siegfriedsburg zu überfallen. Ihr werdet nun wohl einsehen, daß Euer Leben, und das Leben der Eurigen da, in meiner Hand liegt; ein Wink von mir, und der Tod ist Euer Loos!"

„Wozu so viele Worte?" erwiederte der Graf. „Als ein Räuber und Mörder habt Ihr wahrlich nicht nöthig, Euer Vorhaben, wie es auch immer lauten möge, vor mir zu rechtfertigen; wollt Ihr mich tödten, hier bin ich! Ich bin Euer Feind, weil Ihr ein Feind des Landfriedens seyd; mein Weib und mein Sohn haben Euch nichts Böses gethan, darum werdet Ihr auch wohl des Lebens der Schuldlosen schonen."

„Ihr habt eine ganz falsche Meinung von mir, Siegfried, versetzte der Eberecker; „ich bin der friedlichste Mann von der Welt, und absonderlich ein abgesagter Feind alles zwecklosen, unnützen Blutvergießens. Ich dächte also, wir machten den Handel mit einem Lösegelde ab."

„Ihr findet mich dazu bereit," sagte Siegfried; „wie viel verlangt Ihr für mich, mein Weib und meinen Sohn?"

„Sobald Ihr Eure Schätze sicher in meine Hände liefert," antwortete der Raubritter, „mit deren Erträg-

nissen jetzt die ohnehin so reichen Kaufherrn zu Worms sich mästen, so könnt Ihr alle Drei ungefährdet wieder heimziehen; ja heute noch, wenn es Euch möglich wäre, in so kurzer Zeit meinem Vorschlage zu entsprechen."

„Wer erlaubt Euch, rief Golo zornglühend, indem er neben dem Eberecker sich in den Kreis drängte, so daß er seitwärts zwischen ihm und den drei Gefangenen stand, die bei seinem überraschenden Erscheinen vor Staunen und Entsetzen fast zu Boden gestürzt wären, —" wer erlaubt Euch, über die Freiheit Genovefa's innerhalb der Zeit von drei Monaten zu verfügen? Habt Ihr Eure Zusage schon vergessen, daß die Gräfin drei Monate lang meine Gefangene seyn soll, und Ihr dann erst über sie verfügen dürftet? Ich rathe Euch, Eberecker, haltet Euer Wort! Wäre dieß Euer Dank dafür, daß ich Euch meinen besten Rath ertheilte, und den Ueberfall der innern Burg leitete? bin ich deßwegen der zweite Anführer Eurer Bande geworden, um nun der Erste zu seyn, der von Euch betrogen wird? Nimmermehr! Schließt Euern Handel ab, wie Ihr wollt; dieß kümmert mich nicht; wie gesagt, ich verlange nichts von dem Lösegelde, aber die Gräfin gehört jetzt mein."

„Golo, auch Du?" rief Siegfried mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes in seinen Zügen; Genovefa aber warf sich zu den Füßen des Eberecker, und flehte, sie nicht von ihrem Gemahle und von ihrem Sohne zu trennen.

„Kecker Geselle," sagte der Raubritter nach einigen

starren Blicken zu Golo, und seine dichten Brauen krümmten sich, wie der langhaarige Pelz einer kriechenden Raupe, für seine Leute ein bekanntes Zeichen erwachender Mordlust, — „Du wagst es, eine verwegene Sprache gegen mich zu führen, die ich weder gewohnt bin, noch dulden will. Was kannst Du machen, wenn ich die drei Gefangenen, auf das Ehrenwort des Grafen, mir das Lösegeld zu senden, gleich auf der Stelle frei von hinnen ziehen lasse?"

„Was ich machen kann?" schrie Golo mit funkelnden Augen. „So wie ein solcher Handel abgeschlossen ist, stoße ich mit diesem Schwerte die Gräfin nieder."

„Dann lasse ich Dich in Stücke hauen!" brüllte der Eberecker, und riß aufspringend sein Schwert aus der Scheide.

„Versucht's, prahlerischer, wortbrüchiger Mann!" donnerte Golo, und trat ihm kampffertig gegenüber. „Hoffet ja nicht auf den Beistand Eurer Leute! Sie sind nicht so dumm, um nicht zu begreifen, daß ihr Leben bei Euch keine einzige Stunde mehr sicher bliebe, wenn Ihr Euch das Wortbrechen als ein Vorrecht anmaßen dürftet!"

Der Raubritter stutzte, als die ganze Bande schwieg, ohne nur ein einziges Wort zu seinen Gunsten zu äußern. Er sah wohl ein, daß er wieder begütigend einlenken müsse, und sagte demnach zu Golo, ihm die Hand reichend: „Du hast die Prüfung bestanden als ein tüchtiger, tapferer Kumpan, auf den ich mit allen meinen

Gefährten in jeder Gefahr mich verlassen darf. Du bist der Einzige, dem ich ein wichtiges Geschäft anvertrauen kann, das mir schon längst am Herzen liegt." Nun fuhr er so leise fort, daß seine Worte außer Golo Niemand hören konnte: „In den Thüringerwäldern hauset ein edler Freund von mir, der rothe Heinrich genannt; Du mußt ihn, begleitet von zehn meiner auserlesensten Leute, in meinem Namen dringend einladen, zu mir zu kommen, da ich den vereigneten Angriffen so vieler Ritter, mit meiner Schaar allein, nicht lange mehr Widerstand leisten könnte. Vereint mit ihm und seiner Bande, hoffe ich den ganzen Rhein mir zinsbar zu machen, und sein Beistand soll ihm goldene Früchte tragen. Genovefa wird Dich begleiten!"

Golo erklärte sich bereit, diesen Auftrag zu vollziehen; nur solle ihm der Eberecker, zum Beweise, daß es ihm Ernst sey, die Genovefa alsogleich überlassen. Gleichgültig rief nun der Raubritter laut, damit es auch die Gefangenen hören konnten: „Golo, wir sind nun im Reinen; die Gräfin dort bleibt drei Monate lang Deine Gefangene, wie unser Vertrag lautet!" Als er dieß gesagt hatte, eilte er einer Richtung des Thales zu, in welcher sich ein Getümmel erhob. Viele rannten ihm neugierig nach, viele aber blieben auf dem Lagerplatze in Gruppen stehen, und aßen, tranken, und plauder, auch fehlte es nicht an solchen, die ihre Augen nicht vom Golo abwenden wollten, um zu sehen, was dieser kühne Mensch noch alles anfangen werde.

So wie Genovefa die Entscheidung ihres Schicksals aus dem Munde des Raubritters vernahm, sank sie weinend an Siegfrieds Brust, und Schmerzenreich legte die rechte Hand auf seine Brust, daß sie das kleine hölzerne Kreuz berührte, und flehte mit kindlicher Liebe und Andacht zu Gott um Hülfe in der höchsten Noth.

„Dem ewigen Winseln da muß ich denn doch ein Ende machen," rief Golo, sein Schwert in die Scheide werfend, schritt hastig zu Genovefa hin, faßte sie am Arme, riß sie von ihrem Gatten und Sohne weg, und zog sie mit Gewalt seitwärts, mit lauter Stimme höhnend: „Sträubt Euch nur, sträubt Euch nur! Ihr sollt mich schon noch besser kennen lernen!" So wie er aber den Horchern aus dem Wege war, flüsterte er ihr schnell zu: „Sträubt Euch immer fort, und verrathet durch keine Miene den lauschenden Augen der Räuber, was in Eurem Herzen vorgeht, wenn Ihr höret, was ich Euch jetzt sage! Laßt Euch durch den Schein meines Benehmens nicht täuschen, denn ich bin und bleibe Euer Retter! Staunet nicht, um Gotteswillen! Sträubt Euch, und hört! Die vom Grafen entlassenen Diener verriethen dem Eberecker das Waldthor zum unterirdischen Gange. Er wollte den Grafen, Euch und Schmerzenreich aus Rache ermorden, weil der Graf dem Breitensteiner gegen ihn beisteht, und nach dem Raube der Schätze die Burg an allen Enden den Flammen übergeben. Sträubt Euch, und staunet nicht! Nichts konnte

Euch retten, als meine Verstellung; ich habe den Schurken überlistet, und ihm vorgespiegelt, der Graf habe seine Schätze bei den Kaufherrn zu Worms; der Mord der gräflichen Familie würde ihm keinen Gewinn bringen, vielmehr durch den Haß der ganzen Ritterschaft sein eigenes Verderben beschleunigen; die auflodernde Flamme der Burg aber ihn der Gefahr aussetzen, von den in der ganzen Gegend auf ihn lauernden Reisigen umringt, gefangen oder getödtet zu werden. Ich rieth ihm, Euch drei als Gefangene fortzuführen, und ein reiches Lösegeld zu verlangen; ich trat sogar als zweiter Anführer zu seiner Bande, um besser für Eure Rettung wirken zu können; zu diesem Zwecke hab' ich auf jeden Antheil am Lösegelde verzichtet, und dafür verlangt, daß Ihr auf drei Monate meine Gefangene bleibet, Zeit genug, Euch, den Grafen und Schmerzenreich zu retten, ohne dem Schurken ein Lösegeld zu bezahlen. Ich schwöre Euch bei dem Gotte, den Euer frommes Gebet und meine Reue mit mir ausgesöhnt haben, daß Ihr so sicher unter meinem Schutze lebt, als umfinge Euch das Heiligthum eines Nonnenklosters. Jetzt sträubt Euch noch ein wenig; dann reißt Euch los, eilt zum Grafen zurück, werft Euch an seine Brust, und erzählt ihm und Eurem Schmerzenreich tröstend, was ich Euch gesagt habe, doch mit leiser Stimme, damit es Niemand höre; sonst seyd Ihr verloren!"

Nur mit der mühsamsten Selbstbeherrschung unterdrückte Genovefa den lauten Ausbruch des innern

Jubels über die überraschende Aenderung einer verzweiflungsvollen Lage. Sie sträubte sich noch fortwährend, plötzlich schien sie sich mit Gewalt loszureißen, und flog auf ihre Lieben zu: „Lauf nur, Täubchen, weil Du nicht fliegen kannst," rief ihr Golo nach, damit die andern Räuber keinen Argwohn fassen sollten; „mir entgehst Du doch nicht!"

In diesem Augenblicke kam der Ebere cker zurück, vor welchem zwei Räuber in ihrer Mitte den armen Kunz in seinen Pilgerkleidern schleppten.

„He da, Golo!" rief der Raubritter, kennst Du diesen verdächtigen Pilger nicht, den meine Leute dort drüben am Saume des Waldes aufgriffen, als er sich eben hinter ihnen vorbeischleichen wollte?"

„Laß Dein Gesicht sehen, Bursch!" befahl ihm Golo, riß ihm den Pilgerhut vom Kopfe, erkannte sogleich Kunz, und sagte lachend: „Ei, wir sind ja alte Bekannte!" Kunz wurde bleich vor Schrecken, und der Graf und die Gräfin zweifelten an Golo's Versicherung seiner Treue, und fürchteten, er werde nun durch Verrath sich an dem ungehorsamen Werkzeuge bei der befohlenen Hinrichtung Genovefa's und ihres Kindes, blutig rächen. „Ha, Ihr habt da einen herrlichen Fang gemacht," fuhr Golo fort, gegen die Räuber gewendet, die den Kunz gebracht hatten; „das ist der Wurzelpeter, ein tölpelhafter Narr, der sich eingebildet hat, der Erfinder eines Trankes aus Kräutern und Wurzeln zu seyn, dessen Genuß vor dem Tode schützt. Aus

Dankbarkeit beschloß er, nach Jerusalem zu wallfahren, verlor darob den Verstand, und läuft nun schon jahrelang von Burg zu Burg mit der Anfrage, ob man nichts nach Jerusalem zu bestellen habe. Nach einer mildthätigen Spende zieht er dann immer wieder von dannen. Als Burgvogt zu Siegfriedsburg hab' ich ihm manchen guten Bissen zugeschanzt; darum hat er aber auch gar so fleißig bei mir angefragt. Gebt dem armen Teufel einen Schluck Wein und ein Stück Brod, und laßt ihn laufen, sonst bringt er Euch um mit Anfragen: ob Ihr nichts nach Jerusalem zu bestellen habet." Die Räuber thaten, wie Golo gesagt hatte, trieben noch Kurzweile mit ihm, und jagten ihn dann aus dem Lager davon.

„Halloh, auf nun, Ihr faulen Gesellen!" brüllte der Ebereder; „wir haben noch weit bis zum Eberneste. Golo, Du ziehst gleich von diesem Platze aus nach Thüringen; Deine Gefährten hab' ich schon gewählt, tüchtige Kumpane; jeder davon zählt für sechs. Mach Deine Sache gut, und komm bald zurück! Reiß das Weib dort weg! Viel Glück auf die Reise mit dieser jammernden Kreatur!" Zum schmerzlichen Abschiede von Siegfried und Schmerzenreich, bedurfte die arme Genovefa keiner Verstellung; wurde sie doch von ihren Lieben im Leben getrennt, ohne zu wissen, ob sie sich jemals würden wiedersehen. Sie gelobten sich wechselseitig, fest auf Gott zu vertrauen, und schieden unter Thränen und Umarmungen. Schmerzenreich,

obwohl von dem schrecklichen Gedanken der Trennung von seiner geliebten Mutter ganz vernichtet, tröstete sie doch mit den Worten: „Lebewohl, liebe gute Mutter, und bete für den Vater und mich, wie wir für Dich beten wollen, daß uns Gott bald wieder vereinigen möge! Er wird es gewiß thun; denn ich trage auf meinem Herzen verborgen das kleine hölzerne Kreuz, den einzigen Trost in der Wildniß, worin wir schmachteten. Dieses Kreuz hat uns erst heute geholfen, als ich es berührte und Gott um Hülfe bat, da der wilde Raubritter Dich dem Golo schenkte, der gleich darauf Dir versprach, uns zu retten. Die bittere Trennung war vollbracht.

„Du zauderst, Golo?" fragte der Eberecker. „Du wirst doch kein Reisegeld verlangen wollen? Diese Schande darfst Du meinen Leuten nicht anthun. Vereint mit diesen, kannst Du Dir ohnehin alles nehmen, was Dir beliebt. „Ich dachte nur über den nächsten und sichersten Weg nach, an mein Ziel zu kommen, lebt wohl auf Wiedersehen!" erwiederte Golo, und brach mit Genovefa und seinen Gefährten auf; einem von diesen klopfte der Raubritter auf die Schulter, unbemerkt von Golo, und sagte leise zu ihm: „Martin, der Golo darf den nächsten Morgen nicht mehr erleben. Du verstehst mich schon. Er brächte uns alle untereinander. Führ dann die Gräfin zu mir! Du sollst für Deine Mühe gut bezahlt werden." Martin nickte mit dem Kopfe, und schloß sich seinen Gefährten an, wendete sich aber noch einmal um zu einer Frage an den Eberecker, was jedoch dieser nicht mehr ge-

wahrte; denn sonst hätte er wohl nicht, in der Meinung, Martin sey schon viele Schritte weit von ihm fort, halb laut für sich hingesagt: „Kommt nur zurück, Ihr müßt mir alle an's Messer."

Dieß hörte Martin deutlich, hielt es aber nicht für zweckdienlich, den Raubritter in solchen freundschaftlichen Gesinnungen zu stören, eilte den Vorausgegangenen nach, und beschloß: den Auftrag seines Anführers auf eigene Faust zu vollziehen, das Lösegeld für Genovefa in die eigene Tasche zu stecken, und damit in ein anderes Land zu flüchten.

Dreizehntes Kapitel.

Die verwegene Entführung.

Durch einen meilenlangen, finstern, weit und breit gefürchteten Wald, bewegte sich, in der Richtung von Koblenz nach Trier, in den Abendstunden eines herrlichen Sommertages ein stattlicher Zug von festlich gekleideten Reisigen; er bestand eigentlich aus drei Abtheilungen. Vorne ritten vierzig Mann, von einem schlanken Ritter geführt, dem ein Edelknabe das Banner vortrug; etwa hundert Schritte hinter diesem Vortrabe, erblickte man auf einem milchweißen, köstlich geschmückten Zelte eine junge schöne Dame von siebzehn bis achtzehn Jahren, mit zurückgeschlagenem Schleier, der ihr holdseliges Antlitz, auf dem ein leiser Zug von stiller Schwer-

muth ruhte, bewundern ließ. Sie ritt zwischen zwei Rittern, welche lebhaft mit ihr zu sprechen schienen, und jeder Ritter hatte in mäßiger Ferne seinen Knappen hinter sich.

Zu dieser zweiten Abtheilung gehörte ein jüngeres Fräulein, vielleicht zwölf Jahre alt, eben nicht groß, mit einem runden Engelsköpfchen, von einer üppigen Fülle dunkler Locken umwallet; sie hatte eine geistvolle Stirne, große, lebhafte, dunkelbraune Augen, eine wohlgeformte Nase, und zarte Lippen, deren Purpur den Schmelz der Wangen überbot, und stets geöffnet zu heiterem Geplauder mit den Edelknaben rechts und links, eine Doppelreihe niedlicher Zähne von schimmerndem Elfenbein wiesen. Dieses muntere Fräulein blieb aber hinter ihrer Schwester mindestens immer zwanzig Pferdslängen zurück, um allerlei lustige Neckereien treiben zu können. Bald faßte sie den Zügel vom Pferde eines ihrer Begleiter, und hielt ihn an; bald blieb sie einige Schritte zurück, und ritt quer über den Weg, um irgend einen flatternden Vogel, oder einen wundersam geformten Baum zu betrachten, und dieses Verzögern des Rittes zwang die dritte Abtheilung, sechzig Reisige mit ihrem ritterlichen Führer, gleichfalls in einem schicklichen Abstande von ungefähr hundert fünfzig Schritten zu ziehen.

Schon aus der kostbaren Ausrüstung des ganzen Zuges, aus den silbernen Harnischen der Ritter, den ganz neuen Kleidern der Reisigen, und den auserlesenen, wohlgenährten Pferden, konnte man mit Recht auf einen reichen Dienstherrn und mächtigen Gebieter schließen,

wenn diesen auch nicht das Wappen des Banners und die Leibfarbe der Reisigen, als den berühmten Grafen Hugo von Vermandois, Bruder König Philipps von Frankreich, einen Edelmann ersten Ranges, von seltener Rechtlichkeit und musterhaften Sitten, verkündet hätten. Die Erziehung seiner älteren Tochter Therese war in einem Nonnenkloster, südlich von Koblenz, vollendet, und dieser Zug von dem Vater aus Paris entsendet worden, sie aus dem Kloster abzuholen, und zu ihrer Vermählung mit einem Sohne des Grafen Stephan von Blois und Chartres, dem Besitzer so vieler Burgen, als das Jahr Tage zählt, mit der in jenen unruhigen Zeiten nothwendigen Sicherheit einer starken Bedeckung heimzugeleiten. Zu Führern dieses Zuges hatte sich die Blüthe der vornehmsten Ritter am französischen Hofe erboten; das Loos entschied die Wahl; der Bräutigam durfte nach dem Gebote des Anstandes nicht daran Theil nehmen. Theresens Schwester, die immer muntere Adele, des Vaters Liebling, bestürmte diesen so lange mit Bitten, bis er ihr erlaubte, die Schwester abholen zu dürfen. Die zwei Kammerfrauen der beiden jungen Gräfinen, ritten unter dem Schutze der Bewaffneten, die den Zug schlossen.

Dieser mochte etwa eine Stunde lang, in dem kühlenden Schatten uralter Eichen und Buchen fröhlich und wohlgemuth dahin geritten sein, als Adele mit dem freudigen Rufe: „Ei, was für prächtige Erdbeeren!" plötzlich von ihrem Zelter glitt, über einen kleinen Gra-

ben hüpfte, und sich bückte, um die Erdbeeren zu pflücken. Die Edelknaben hatten dieß kaum bemerkt, da vernahmen sie auch schon einen gellenden Schrei des Fräuleins, dem eine lautlose Stille folgte. Einer von den Edelknaben sah, daß ein männlicher Arm um die Hüften Adelens sich schlang; den Leib des Entführers entzog dichtes Laubwerk der Gesträuche seinen Blicken. Dieß gewährte nur den geringen Trost, daß sie nicht die Beute eines reißenden Thieres, eines Bären oder Wolfes geworden war, die zu jener Zeit in den Wäldern noch zahlreich hauseten.

Adelens Schrei fuhr wie ein Blitz durch die Glieder der ersten Abtheilung; Therese schaute um, und als sie ihr Schwesterchen nicht mehr auf dem Pferde erblickte, glaubte sie, ein Sturz auf die Erde habe Adelen verletzt oder etwa gar getödtet; die Sinne schwanden ihr vor Schrecken, daß sie sich kaum mehr im Sattel halten konnte. Gideon von Rames, ein tapferer Ritter, Befehlshaber des ganzen Geschwaders, sprengte zurück, vernahm, was geschehen, ließ achtzig Mann absitzen, und von ihnen eine lange Linie bilden, in solchen Zwischenräumen, daß die Schwertspitzen von je zwei Mann sich berühren konnten; hierauf drang er mit ihnen zu Fuß in den Wald, da große Hecken von Dorngesträuchen, die auf allen Seiten über den Boden hinwucherten, keine Verfolgung zu Pferd gestatteten. Dieß alles geschah mit solcher Eile, daß der Entführer kaum einen Vorsprung von hundert Schritten gewinnen konnte.

Dennoch blieben alle ihr Anstrengungen vergebens. Sie drangen mit möglichster Stille durch den Wald, um jeden leisen Hülferuf Adelens, oder das Knacken von Aesten und Zweigen als eine Spur des Entführers, vernehmen zu können; sie riefen immer und immer des Fräuleins Namen, und horchten, ob sie nicht antworte; allein ihre Mühe blieb ohne Erfolg; es schien, als habe der Boden das geraubte Fräulein verschlungen.

Ein heftiges Gepolter beschleunigte die Schritte der Verfolger, die bald darauf an eine Stelle des Waldes gelangten, wo ein breiter und tiefer Graben mit senkrechten Wänden und von unabsehbarer Länge, eine alte Römerschanze, sie von einer großen Haide trennte, welche auf allen Seiten vom Walde begrenzt war. Sie erblickten im Wiederscheine der erbleichenden Abendröthe zwei Menschen, jenseits des Grabens beschäftiget, der Länge nach durchsägte Bäume und dicke Bretter, offenbar die Reste einer Nothbrücke, in die Tiefe zu werfen, wornach sie ihre Pferde bestiegen, die ein Berittener inzwischen an den Zügeln gehalten hatte. Als Gideon mit seinen Reisigen vor dem Graben stand, die Unmöglichkeit einsehend, ihn zu überschreiten, ritt ein stämmiger Mann mit offenem Helme, auf dem ein Busch von blutrother Farbe wogte, dicht an den Rand des Grabens, die Zügel seines Pferdes in der Hand des linken Armes, in welchem die ohnmächtige Adele lag, und sprach: „Sagt dem Grafen Hugo von Vermandois, daß ich für seine Tochter ein Lösegeld weder begehre noch

annehme; will er sie lebendig wiedersehen, so möge er seinen Bruder, den König von Frankreich, ersuchen, mich zum französischen Ritter zu schlagen, und mir zu gestatten, mit meinen Schätzen nach Frankreich ziehen, und mich darin, wo es mir gefällt, ungefährdet aufhalten zu können. Ist aber die offene Urkunde des königlichen Wortes mit der eigenhändigen königlichen Unterschrift von heute an in vier Wochen, und zwar am Tage der heiligen Anna, nicht an dem Hauptthore des Domes zu Trier angeschlagen, und auf diese Art zu meiner Kenntniß gebracht, so mag der Graf Hugo, zehn Tage später, an dem nämlichen Orte das blutige Haupt seiner Tochter holen lassen. Jetzt wißt Ihr meine Meinung, und Ritter Stephan von Ebereck bricht nie sein gegebenes Wort. Glückliche Reise!

Ohne eine Antwort zu erwarten, sprengte der Eberecker sammt seinen Gefährten mit verhängten Zügeln über die Haide hin, und verschwand bald im Nachtdunkel des Waldes. Schweigend eilte Gideon mit seinen Leuten zu den Zurückgelassenen, und erzählte ihnen, was geschah. Therese weinte mit den Kammerfrauen untröstlich, mit Recht die Ermordung der geliebten Schwester befürchtend, da sie wohl einsah, daß ihr Vater niemals in eine solche Schmach für die ganze französische Ritterschaft, durch Erfüllung der vom Eberecker gemachten Bedingung, willigen, und der König auch nicht die Macht haben würde, sie zu gewähren. Gideon rang in seinem Innern mit quälenden Gefühlen. Wie

konnte er, von so vielen Rittern um das Glück beneidet, der Führer dieses Zuges geworden zu seyn, vor dem Grafen die Entführung Adelens entschuldigen, die ihm unter dem Beistande einer so zahlreichen Bedeckung anvertraut war? Gerade diese mußte ihn also in zu große Sicherheit gewiegt haben, da er nicht an die Möglichkeit feindlich-listiger Handstreiche dachte, im Bewußtsein, daß offene Gewalt ihm nichts anhaben könne. Dennoch wurde dieser kühne Ritter nicht kleinmüthig, und ordnete an, als er die gastliche Nachtherberge auf der befreundeten Burg erreicht hatte, wo der Zug zu seiner reichlichen Bewirthung schon alles bereit fand, daß mit Anbruch des Tages der Heerbann der ganzen Provinz zu einem allgemeinen Streifzuge aufgeboten werden solle, öffentlich betheuernd, daß er die Gräfin Adele aus den Klauen des Räubers befreien, oder sterben wolle.

Vierzehntes Kapitel.

Wichtige Entdeckungen.

In einer stürmischen Nacht lagen zwei Männer in einer Waldesecke am verlöschenden Wachfeuer, Ritter Eberhard von Breitenstein und der alte Wolf. Reisige und Fußknechte kamen und gingen. Seit Gideon's Anmarsche mit dem Heerbanne, dem sich Ritter Eberhard angeschlossen hatte, war die ganze Gegend weithin mit einem lebendigen Netze von Bewaffneten umstellt.

„Seht doch, Herr Ritter," sagte Wolf, „vom Breitensteiner-Burgwege gaukelt ein Lichtlein herab, wenn mich meine alten Augen nicht täuschen."

„So ist's auch," erwiederte jener: „was mag es wohl bedeuten? Ist's etwa ein Irrwisch?"

„Ich glaube nicht," antwortete Wolf, „weil das Licht immer in gleicher Höhe bleibt, und immer vorwärts geht."

„Wollte Gott," äußerte der Ritter, „es möchte etwas Gutes bedeuten!" Nun sprachen sie noch geraume Zeit miteinander von den traurigen Ereignissen auf Siegfriedsburg, von dem bedauernswerthen Loose des Grafen, der Gräfin und des Schmerzenreich, über deren Aufenthalt noch nicht die mindeste Spur aufgefunden sey; ferner von der höchstverwegenen Entführung der jungen Gräfin Adele, deren Hand ihr Vater jenem Ritter von unbefleckter Ehre, wie arm er auch seyn möge, zugesagt habe, dem es gelingen würde, das Fräulein aus der Gewalt des Raubritters Eberecker zu befreien, und endlich von den unbegreiflichen Mitteln, durch die es dieser dahin bringe, so lange Zeit einer so großen vereinigten Macht unerreichbar zu bleiben.

Ihr Gespräch unterbrachen vier Mann Fußvolk von der Besatzung der Burg Breitenstein, die eine Drahtgitterlaterne von Frauenglas trugen, und zwei Männer in ihrer Mitte führten, den Pater Norbert, und einen Mann, Namens Simon, den nämlichen Mann, welcher früher dem Pater Norbert in der Beicht das

Geständniß ablegte, daß er die kleine Bertha, nun die Gemahlin des Ritters Eberhard von Breitenstein, aus Auftrag des Ebereцker, in einem Korbe in den Rhein geworfen habe. Auf Bertha's Fürbitte hatte Ritter Eberhard diesem Simon in seiner Heimath, einige Meilen von Siegfriedsburg, ein kleines ländliches Anwesen gekauft, auf dem er sich mit seinem Weibe ehrlich fortbrachte. „Ich hoffte Euch zu Hause anzutreffen, Ritter Eberhard," begann Pater Norbert, „um Euch eine wichtige Nachricht zu bringen, die wir dem Simon da zu verdanken haben, erfuhr aber in Eurer Burg, daß Ihr Tag und Nacht gegen den Ebereцker im Felde liegt, und ließ mich darum sogleich hieher geleiten. Und nun, Simon, erzähle, was Du mir schon gesagt hast!" Der Pater und Simon setzten sich zu den andern auf den Boden hin, und dieser begann:

„Meine alte Muhme Gertraud ließ mich vorgestern holen; sie wohnt zwei Meilen von meiner Heimath, lebt von einem geringen Austrage, und verdient sich nebenbei etwas Weniges mit dem Einsammeln von Waldfrüchten, Erdschwämmen, und dergleichen, die sie wieder verkauft. Als ich in ihre Kammer trat, saß sie auf ihrem Bette, und sah recht elend aus: „Vetter," sagte sie, „ich hätte Dich bald nicht mehr gesehen; ich war so krank, daß ich an mein Aufkommen nicht mehr zu denken wagte. Ich muß Dir etwas entdecken, was ich Dir schon längst gesagt hätte, wäre ich nicht durch

mein langes Siechthum daran gehindert worden. Es ist schon eine gar lange Zeit, daß der Martin, — Du kennst ihn wohl, da er bei dem Ritter Eberecker diente, — bei mir zusprach. Ich sah ihn aus einer Rotte treten, die eine sehr betrübte Ritterdame fortschleppte, und sich gegen meine Hütte wenden, worauf ich ihm bis an die Schwelle entgegenging. „„Gertraud,““ sagte er, „„geht doch zu Eurem Vetter Simon, und sagt ihm, der Eberecker habe beschlossen, mich zu ermorden; ich habe sein Vorhaben, ohne von ihm bemerkt zu werden, aus seinem eigenen Munde vernommen. Ich gehe weit von hier, und komme nicht mehr zurück. An diesem undankbaren, niederträchtigen Schurken, an dem Eberecker, will ich mich aber rächen. Nur ich weiß den Eingang in seine Räuberburg, nur ich weiß, was man zu thun hat, um ihn zu fangen, oder zu tödten. Es ist ein großer Preis auf den Kopf des Raubritters gesetzt; dem Simon vergönn' ich diesen Preis; ich mag mich auf diese wagliche Geschichte nicht mehr einlassen.““

„Gertraud“, fuhr Simon fort, „erzählte mir nun so deutlich alles, was ihr Martin hinsichtlich der Mittel offenbarte, durch welche der Eberecker zu bezwingen ist, daß ich mir getraue, ihn mit Eurer Mitwirkung, Ritter Eberhard, lebendig oder todt in Eure Hände zu liefern. Euch vergönne ich es, dadurch der Wohlthäter der beiden Rheinufer zu werden; aber an dem Blutgelde will in keinen Theil haben; die Armen

mögen es erhalten, und unter diesen auch meine arme Muhme Gertraud bedacht werden; mit den in seinem Räuberneste aufgehäuften Schätzen wird man wohl, so viel als möglich, die von ihm Beraubten entschädigen.“

Simon berichtete nun ausführlich den Vorschlag Martins. Wie erfreut auch Ritter Eberhard über die Aussicht eines günstigen Erfolges war, so äußerte er doch große Besorgniß, daß durch die Art des Angriffes, im Falle etwa Graf Siegfried und Schmerzenreich dort im Kerker lägen, diese ihr Leben nach aller Wahrscheinlichkeit, ja fast mit Gewißheit, verlieren müßten, gleich allen übrigen Gefangenen; das nämliche schreckliche Loos bedrohe auch das Fräulein Adele, deren Rettung dadurch zur Unmöglichkeit werde.

„Mindestens,“ bemerkte Pater Norbert, „kann der Eberecker mit seiner Vernichtung bedroht werden; dann wird er freilich vorziehen, die Gefangenen auszuliefern, aber für sich freien Abzug mit seinen Leuten und Schätzen bedingen. Wenn auch, der Hauptzweck ist dann doch erreicht. Vielleicht führt morgen die eigene Anschauung des Raubnestes auf eine Verbesserung des Angriffsplanes, und dann muß man ja bei allen Unternehmungen nicht bloß auf die eigenen Kräfte, sondern mehr noch auf den Beistand Gottes vertrauen.“

Gleich nach dieser Unterredung eilte Eberhard zu Gideon, und erfreute ihn mit der Nachricht, daß nunmehr die Bezwingung des Eberecker zu hoffen sey, indem sein Aufenthalt in kurzer Zeit kein Geheimniß

mehr seyn werde. Eberhard sagte ihm nicht mehr von dem Angriffsplane, als nöthig war, ihn zur Mitwirkung zu bewegen, um ihn nicht mit der alle Thätigkeit lähmenden Furcht wegen Adelens Schicksal einzuschüchtern. Noch lange vor Tagesanbruch gerieth die ganze Macht der gegen Eberecker zu Felde gezogenen Truppen, in die lebhafteste Bewegung. Der rechte Flügel unter der Anführung Eberhard's zog sich an die linken Ufer des Rheines hinab, stieg dann durch fast unwegsame Gründe wieder aufwärts, und lagerte sich auf einer kleinen Anhöhe, wo die Krieger hinter Felsen und hohem, dichtem Gestrüppe sich verbergen konnten. Von Simon geführt, kroch Eberhard auf dem Bauche bis an den nördlichen Rand der Anhöhe, und erblickte in der Tiefe eine schmale Bucht, von einem Wildbache gebildet, der um eine Ecke in den Rhein floß. Hinter dieser Ecke ragte ein natürliches Felsendach fast bis zur Hälfte der Bucht vor, kaum vier Schuh hoch vom Wasserspiegel abstehend.

„Seht, Ritter Eberhard," flüsterte Simon leise, „unter diesem Felsendache muß, nach Martins Beschreibung, der Eingang in die Räuberburg seyn, oder eigentlich die Einfahrt, weil man nur zu Wasser dahin gelangen kann. Die Nachen des Raubritters sind tief unter dem Felsendache an Pfosten befestiget. Nun laßt uns auf das rechte Ufer übersetzen!"

Dieß geschah eine halbe Stunde oberhalb jener Einfahrt mit hundert Fußknechten und zehn Reitern, um

durch das Getöse der Ruderschläge keinen Verdacht zu erregen. Nach der Landung auf dem rechten Ufer zogen sie durch die Waldungen wieder abwärts, bis sie der Räuberburg gegenüberstanden, ohne jedoch von jenseits gesehen zu werden.

„Dort oben," begann Simon, „seht Ihr eine kurze, ebene Fläche oder Platte auf der steilen Bergwand; an ihrer Höhe von anderthalb hundert Fuß mag nicht viel fehlen; an ihrem Fuße fließt der Rhein vorüber. Auf jener ebenen Fläche sind zwei Felsenspalten, wovon eine ganz schmal ist, zur Ableitung des Küchenrauches, die andere nur so weit, daß ein einzelner Mann auf iner Leiter heraussteigen kann, um gleich einem Raubvogel auf Beute spähen zu können. Durch diese zwei Felsenspalten nahm in früherer Zeit ein Wildbach seinen Lauf, der aus einer Mündung jener Granitkruppe hervorbrach, die gleich hinter den beiden Felsenspalten emporsteigt, und wühlte das Innere des Berges so abwechselnd aus, daß allerlei Schachten und Räume darin entstanden. Schon vor fünfzig Jahren hat ein Raubritter jenem Wildbache eine andere Richtung gegeben, indem er die Mündung der Granitkruppe mit einer sogenannten Wasserklause wie mit einem Deckel verschloß; das Wasser des Baches läuft jetzt rückwärts durch gezogene Gräben hinunter zur Bucht, die ich Euch als das Wasserthor der Räuberburg bezeichnete. Diese, vom Wasser befreit, trocknete nach und nach aus, und wurde von ihren Besitzern wohnbar gemacht. Wird nun das

Wasser in den Gräben gestaut, und die Wasserklause gesprengt, so stürzt der Wildbach wieder durch die beiden Felsenspalten, und ersäuft alles Lebende in der Räuberburg, was sich nicht schnell genug durch die Bucht am Fuße derselben retten kann; diese muß von einer starken Schaar Bewaffneter wohl bewacht werden, die dann alle Fliehenden, welche unter dem natürlichen Felsendache der Bucht hervorkommen müssen, ohne Widerstand fangen oder tödten können."

„Auch mir scheint Dein Vorschlag das einzige Mittel zu seyn, den Eberecker zu bezwingen," erwiederte Ritter Eberhard; „aber die Gefangenen, die Gefangenen! Sie wären wohl alle verloren!"

„Was wegen der Gefangenen zu geschehen hat," versetzte Simon, „muß ich Eurer bessern Einsicht überlassen. Inzwischen will ich mit dem Beistande von vier Knechten auf der Granitkruppe alle Anstalten treffen, die Räuberburg unter Wasser zu setzen. Sobald wir fertig sind, stecke ich oben eine hohe Stange auf, mit einem schwarzen Tuche daran. Bemerkt Ihr dieses, so diene es Euch zum Zeichen, daß eine halbe Stunde darnach Euer Auftrag vollzogen werden kann; diesen Auftrag gebt mir durch ein rothes Fähnlein, welches Ihr dort auf dem kleinen Hügel vor uns möget aufpflanzen lassen!"

Nach dieser Uebereinkunft fuhr Simon wieder auf das linke Rheinufer hinüber, um seine vier Helfer zu wählen, und sich mit ihnen zu seinem schwierigen und kühnen Unternehmen anzuschicken.

Fünfzehntes Kapitel.

Die verdächtige Nachtherberge.

Unter den zehn Gefährten, welche der Eberecker angeblich zu Golo's Zug nach Thüringen ausgewählt hatte, befand sich auch einer, Namens Anselm, der nicht die mindeste Lust hatte, die schönen Rheingegenden zu verlassen, und nach dem rauhen Thüringen unter allerlei Drangsalen zu reisen. In dem Augenblicke, da der Raubritter, nach seinem Mordbefehle für Martin, diesem und dessen Genossen den Rücken wendete, kamen ihnen die acht Männer entgegen, welche zu Siegfriedsburg einst von Golo angestellt, und später vom Grafen entlassen wurden. Sie kehrten von der entgegengesetzten Seite des Thales zurück, dessen entferntere Zugänge sie spähend bewacht hatten. „Wo aus?" fragte sie den Zug. „Nach Thüringen," antwortete einer von den Letzten des Zuges, eben jener, der keine absonderliche Neigung fühlte, diese Reise zu machen. „Willst Du mich vielleicht ablösen?" „Mir recht!" antwortete der Gefragte, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, vertauschten sie ihre Bestimmung, ohne daß Golo und Martin es bemerkten.

Genovefa war durch den ausgestandenen Schrecken so ermüdet und entkräftet worden, daß sie kaum sich aufrecht halten, sohin nur langsam und mit der größten Anstrengung gehen konnte. Bald schwollen ihr die Füße an; die Schmerzen nahmen zu, und sie mußte gar

oft niedersitzen und ausruhen. Hunger und Durst quälten sie, und weit und breit war keine Labung aufzutreiben, außer einigen Waldbeeren; denn die Räuber mußten wegen ihrer Sicherheit alle bewohnten Ortschaften vermeiden, und nur auf den ungebahnten Wegen dichter Wälder fortschleichen. Golo hoffte noch an diesem Abende ein Nonnenkloster zu erreichen, und Genovefa unter die Obhut der frommen Nonnen, und unter den Schutz des Schirmvogtes der heiligen Mauern stellen zu können, unbekümmert um die Einwendungen oder den Widerstand seiner Gefährten, da er das Recht hatte, über Genovefa, als seine Gefangene, drei Monate lang zu verfügen. Dann wollte er zur Befreiung des Grafen und Schmerzenreich's sich aufmachen. Zwei Umstände konnte er sich jedoch nicht erklären, nämlich daß Ebereder ihm die Gräfin anvertraute, ohne zu wissen, ob er sie auch jemals wieder zurückbringen würde, und warum ihn Martin nicht darüber zur Rede stellte, daß dieß gar nicht die Richtung sey, welche auf dem nächsten Wege nach Thüringen führe. Beide Fragen sollten ihm bald beantwortet werden, ohne daß er sie zu stellen brauchte. Auffallend mußte dem Golo auch seyn, daß der sonst so wilde und gefühllose Martin mit der müden Gräfin großes Mitleid äußerte, und ihr rieth: sie möge sich nicht über ihre Kräfte anstrengen, sondern ausruhen, so oft und so lange es ihr gefiele; er wisse eine gute Nachtherberge, die ohnehin nicht mehr ferne seyn könne. Eine Nachtherberge, welche Martin rühmte, konnte ehrlichen Menschen unmöglich erwünscht seyn.

Gar oft hatte Golo während des Marsches bemerkt, daß Martin mit den übrigen Gefährten eine weite Strecke hinter ihm und der Gräfin zurückblieb, und eifrig mit jenen sprach. Die lebhaften Bewegungen seiner Arme ließen eine wichtige Unterredung vermuthen. Einige schüttelten den Kopf, wie wenn ihnen die Sache nicht recht gefalle; andere schienen die Worte Martins zu unterstützen, und zuletzt mochten sie wohl einig geworden seyn, weil sie alle ruhig ihres Weges zogen.

Endlich erreichten sie spät Abends die von Martin gepriesene Nachtherberge, eine armselige Lehmhütte auf einer Anhöhe am Ausgange eines Waldes. Ein häßliches altes Weib saß auf einer Bank vor der Hütte, und spann. Sie schien erfreut zu seyn, den Martin zu sehen; denn als er ihr zurief: „Guten Abend, Grethe!" stand sie sogleich auf, und drückte ihm freundlich die dargebotene Hand. Er trat mit ihr in die Hütte, verweilte dort einige Zeit, und kam endlich mit der Nachricht zurück, daß sie hier bequem übernachten könnten. „Es sind zwei Kammern da," sagte er zu Golo; „die kleinere ist für Euch und die Gräfin geeignet; die größere, welche zu jener führt, hat Raum für mich und die andern; an frischem Stroh fehlt es nicht; Brod und Milch gibt es auch." Golo schöpfte Verdacht, und erwiederte, ohne jedoch durch irgend eine Miene Besorgniß zu verrathen: „Wozu sollen wir uns mit diesem armseligen Nachtquartier begnügen, da wir doch in einer halben Stunde das Nonnenkloster in der Ebene da unten erreichen können, das so einladend zu uns heraufschaut?"

„Was fällt Euch ein!“ sagte Martin. „Euch und der Gräfin mag vielleicht das Klosterthor geöffnet werden; aber uns allen, so vielen unbekannten Bewaffneten, wird die Frau Priorin den Eingang gewiß nicht gestatten. Sollen wir dann auf freiem Felde übernachten, oder wieder umkehren? Wir sind dem Ebereder nicht weniger für den sichern Schutz der Gräfin verantwortlich, als Ihr, und dürfen Euch also nicht allein lassen.“ „Je nun, wenn Ihr es selbst nicht besser haben wollet,“ versetzte Golo lächelnd, seinen vermehrten Verdacht achtsam verhehlend, „so mag es bei Eurem Vorschlage bleiben.“ Während nun Martin, mit sichtbarem Vergnügen, daß Golo nichts von seinem Anschlage merke, mit Grethen und einigen Gefährten sich in die Hütte begab, um das Lager zu bereiten, und für ein spärliches Nachtmahl zu sorgen, Genovefa aber erschöpft und kummervoll auf der Bank saß, näherte sich Anselm dem Golo, welcher einige Schritte vorwärts den zum Kloster führenden Weg überblickte, wendete den Kopf absichtlich nach einer andern Richtung, damit Niemand gewahren solle, daß er mit Golo spreche, und flüsterte diesem zu:

„Merkt wohl auf, Golo, was ich Euch jetzt sage. Ihr sollet hören, was Martin unterwegs mit uns sprach. Der Ebereder trug ihm auf, Euch in der ersten Nachtherberge zu ermorden, und ihm Genovefa gegen reichlichen Lohn wieder zu bringen. Der Zug nach Thüringen war nur ein Vorwand, Euch in die Falle

zu locken. Nach diesem Auftrage kehrte sich der Eberecker um, und sprach halblaut vor sich hin, indem er meinte, Martin sey schon fort: „„Kommt nur zurück, Ihr müßt mir alle an's Messer!““ Allein Martin hatte sich zu einer weitern Frage noch einmal umgewendet, hörte diese Worte, folgte aber gleich den andern nach, mit dem Entschlusse, zwar den Auftrag des Eberecker zu vollziehen, aber auf seine Faust, und das Lösegeld für die Gräfin in die eigene Tasche zu stecken. Diese Nacht, Golo, soll Eure letzte seyn; Martin hat uns alle durch die größten Versprechungen dahin gebracht, ihm bei Eurer Ermordung beizustehen. Natürlich mußte ich zum Scheine beistimmen. Ich war einst brodlos, und Ihr nahmet mich auf in die Dienste des Grafen Siegfried; nun kann ich Euch dankbar seyn. Sobald Ihr mit der Gräfin in der kleinen Kammer seyd, deren einziges, kleines, durch Eisenstäbe verwahrtes Fenster, eine Flucht unmöglich macht, wird Martin den Riegel vorschieben, und einige Zeit darnach, wenn Ihr, aller Vermuthung nach, in tiefem Schlafe liegt, mit seinen Mordgesellen über Euch herfallen. Der Uebermacht könnet Ihr um so weniger widerstehen, als Ihr in der engen Kammer nicht einmal das Schwert zu schwingen vermöget; zuvor die Flucht ergreifen werdet Ihr auch nicht wollen, da Ihr die Gräfin, welche Euch nicht folgen kann, nicht in der Gewalt des Martin und der übrigen lassen werdet. Es bleibt also kein anderes Mittel, als daß Ihr keinen Verdacht äußert,

und mit der Gräfin in die für Euch bestimmte Kammer geht. Der Mord soll geschehen, sobald der Mond aufgeht; zu dieser Zeit muß ich die Schlafenden wecken; mir ist die Bewachung Eurer Thüre aufgetragen. Schlafet nicht, sondern horcht inwendig an der Thüre. So wie ich überzeugt bin, daß alle fest schlafen, öffne ich Eure Thüre, und lasse Euch durch die zweite Kammer und die Hüttenthüre fort, die unverschlossen bleibt, damit Grethen's mit den Holzschlägern heimkehrender Mann, durch kein Gepolter Euch aus dem Schlafe wecken möge. Bis aber diese kommen, deren Heimkehr vor ein Uhr nach Mitternacht nicht erwartet wird, muß Eure Flucht schon gelungen seyn. Ich gehe dann mit Euch; wir fassen uns Beide bei den Händen, und tragen so die Gräfin so eilig als möglich zum Kloster, dessen feste Mauern uns gegen die Nachsetzenden genügend schützen, sollten sie auch bemerken oder vermuthen, daß wir dort Aufnahme gefunden haben."

Ohne Golo's Antwort zu erwarten, entfernte sich Anselm, um keinen Verdacht zu erregen, als eben Grethe mit einem Napfe Milch aus der Thüre trat, ihn der Gräfin reichte, und neben dieser auf der Bank Brodschnitten machte; Martin folgte ihr auf dem Fuße und warf einen forschenden Blick auf Golo, der dem Anscheine nach ganz unbefangen auf und ab ging, und ein lustiges Jägerlied trällerte, während das eben Gehörte sein Gemüth mit bangen Sorgen bedrängte. „Ich sehne mich nach Ruhe," sagte Golo gähnend, „als sie

alle mit der einfachen ländlichen Kost sich gelabt hatten; Martin stimmte gleich bei, das Nachtlager zu suchen, um desto frühzeitiger wieder aufbrechen zu können, fügte jedoch hinzu: „Nur noch ein wenig Geduld; Grethe hat noch einige Vorrichtungen zur Bequemlichkeit der Gräfin zu treffen.“ Grethe beschäftigte sich aber mit etwas ganz anderem, nach der Weisung Martins, welchem Anselm gerathen hatte, die Thürangeln der kleinen Kammer mit Spinnradöl einschmieren zu lassen, damit bei dem Oeffnen derselben zum Morde Golo's, kein Knarren den Schlafenden zum Widerstande wecke. Martin legte großen Werth auf diesen klugen Rath Anselm's, ohne zu ahnen, daß dieser ihn zum Beßten Golo's und der Gräfin gegeben habe, damit das Knarren ihre Flucht nicht verrathen könne.

In die kleine Kammer mit Genovefa tretend, wendete sich Golo noch einmal um, und sagte: „Ich habe vorher aufmerksam die Abendwolken beobachtet, und vermuthe, daß wir bald Regen bekommen. Sollte dieß vor der Zeit unsers Aufbruches geschehen, so macht allzufrüh keinen unnöthigen Lärm, damit die Gräfin so lang als möglich schlafen kann; wir kommen dann ohnehin vor dem Mittag nicht fort, und müssen das Aufhören des Regens abwarten.“ „Ich bin ganz Eurer Meinung, und jeder von uns wird nach dieser langen Tagereise wünschen, nach Herzenslust schlafen zu können,“ erwiederte Martin, ohne sich zu erinnern, daß er vor wenigen Augenblicken die baldigste Fortsetzung des Marsches

angerathen habe, und nun durch die so bereitwillige Annahme von Golo's völlig entgegengesetztem Vorschlage, gar leicht den Argwohn desselben erregen könnte; so sehr war er schon von der Hoffnung verblendet, seinen blutigen Anschlag glücklich zu vollbringen. Martin wünschte beiden noch eine gute Nacht, machte hinter ihnen die Thüre zu, und schob leise den Riegel vor. Dann legte er sich mit den übrigen auf das Stroh, nachdem er dem Anselm, der mit gezogenem Schwerte an der Thürschwelle der kleinen Kammer stehen blieb, noch einmal die äußerste Wachsamkeit aufgetragen hatte. Nach einer halben Stunde lagen sie alle im tiefsten Schlafe.

Keine Feder vermöchte Genovefa's qualvolle Lage zu schildern. Sie befand sich in der Gewalt von Räubern und Mördern; allein in einer finstern, verdächtigen Kammer mit einem Menschen, der einst ihre Tugend bedroht, und den Haß gegen ihren Widerstand bis zu der Gefahr ihrer Hinrichtung gesteigert hatte. Seine eigenliche Absicht blieb noch immer zweideutig; konnte nicht alles, womit er sie, und durch sie ihren Gemahl getröstet, nur Verstellung und Lüge gewesen sein? Sie kniete in eine Ecke des Zimmers, und betete ihr Nachtgebet mit der innigsten Andacht, empfahl sich ihrem Schutzengel, und bat diesen, sich auch ihres Siegfried und ihres Schmerzenreich zu erbarmen. Das Gebet, und das feste Vertrauen auf Gott und seine Heiligen, stärkte die arme Dulderin auf eine wunderbare Weise. Eben setzte sie sich nieder, und lehnte ihr Haupt an die feuchte

Lehmwand, um zu ruhen, ohne zu schlafen, als sie das Rascheln des aufgestreuten Strohes unter den schleichenden Fußtritten Golo's vernahm, der sie in der stockfinstern Kammer zu suchen schien, indem er mit den Händen an der Wand hinstrich. Genovefa zitterte an allen Gliedern, und wäre beinahe umgesunken, als seine Hand ihre Schultern berührte, und sie an dem Drucke derselben fühlte, daß er den Kopf sammt dem Oberleibe neige, und seinen Mund ihren Wangen nähere.

„Schlaft nicht, Gräfin," sagte er leise zu ihr, „uns droht Gefahr! Steht auf, langsam und ohne das mindeste Geräusch, und folgt mir zur Thüre! Wir müssen fliehen. Anselm wird uns das Entkommen aus dieser Hütte erleichtern, und uns begleiten; in einer halben Stunde haben wir das Kloster erreicht, und sind in Sicherheit."

„Ach Gott, ich kann nicht fliehen," flüsterte Genovefa, „da ich ohne Euren Beistand mich nicht einmal vom Boden zu erheben vermag. Flieht allein, Golo, und überlaßt mich meinem Schicksale!"

„Still, ich höre Tritte!" erwiederte Golo, und horchte an der Thüre. Ohne Zweifel war es Anselm, der auf und abging, um das Ohr der Schlummernden an das Geräusch seiner Tritte zu gewöhnen, mit denen er sie schon in den Schlaf gelullt hatte. Dadurch verhütete er ein plötzliches Erwachen der Räuber, wenn später die Flüchtlinge durch ihre Kammer schritten; denn so wie ein Schlafender durch ungewohntes Geräusch

geweckt wird, so kann dieß auch bei dem plötzlichen Aufhören eines gewohnten Geräusches geschehen, z. B. bei Müllern, wenn durch irgend einen Zufall das Mühlrad still steht.

Golo schlang seinen Arm um den Leib der Gräfin, und hob sie vom Strohlager auf. „Faßt meine linke Hand mit Eurer Rechten," sagte er, „und folgt mir, sobald Anselm die Thüre öffnet; haltet Euch dann mit dem Rücken nur immer dicht an der Wand! Sind wir im Freien, so tragen wir beide Euch zur Klosterpforte, da Ihr nicht im Stande seyd, zu gehen."

Vor Angst pochte das Herz der Gräfin hörbar. Jetzt ging die Thüre auf. Anselm blieb an derselben stehen, und setzte, ohne sich von der Stelle zu entfernen, die Tritte fort, schloß dann, so wie die Flüchtlinge in der Mitte der Kammer waren, die Thüre zu, und schob leise den Riegel wieder vor. Weil Furcht oder Schwäche den Gang der Gräfin unsicher machte, geschah es, daß sie, wenige Schritte vor der rettenden Schwelle, an den Fuß eines schlafenden Räubers stieß, welcher, im Uebergange zum Erwachen, eben seine Glieder streckte, durch den Stoß erschreckt aus dem Schlafe auffuhr, und rief: „Was ist's? Was gibt's hier!" Auch Martin erwachte, sprang auf, und griff gleich nach dem Riegel an der Kammerthüre der Gräfin, und als er diesen vorgeschoben fand, legte er sich wieder auf das Stroh, ohne ein Wort zu sprechen. Vor Entsetzen wäre die Gräfin zu Boden gesunken, hätte sie nicht Golo mit einem

kräftigen Rufe hinausgezogen. „Sey doch still," rief Anselm dem erwachenden Räuber leise zu, „Du weckst sonst die Schlafenden, und es wird gleich Zeit seyn. Du bringst ja Deine langen Füsse bis an die Wand; da mußte ich freilich anstossen, als ich an's zweite Fenster ging, um die Männer zu beobachten, die draußen um die Hütte schlichen." „Vermuthlich ist's Grethen's Mann mit den Holzhauern," flüsterte der Räuber, „geh still hinaus, und lausche! Es wird schon ein wenig hell; der Mond muß bald leuchten."

Anselm benützte diesen guten Rath, und schlich hinaus. Beide Männer trugen Genovefa auf ihren verschlungenen Händen, wie auf einem Tragriemen, eilig die Anhöhe hinab, um bald das Kloster zu erreichen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Gefahren der Flucht.

Eben brach der Mond aus einem Wolkenschleier hervor, die ganze Gegend beleuchtend, als sie, am Fuße der Anhöhe links um die Waldesecke biegend, auf den Eigenthümer ihrer Nachtherberge stießen, der mit einer ganzen Schaar von Holzarbeitern heimkehrte, die bei dem Anblicke der Flüchtlinge sogleich ihre im Mondlichte blinkenden Aexte schwangen. Hier gab es keine andere Rettung mehr, als durch Geistesgegenwart und Schlau-

heit. Golo täuschte sich nicht in der Vermuthung, daß der Mann an der Spitze der Uebrigen, jener Eigenthümer seyn müsse.

Er ließ also die ohnmächtig gewordene Genovefa auf den Boden nieder, und fragte: „Seyd ihr nicht Grethen's Mann?“

„Der bin ich!“ erwiederte der Gefragte barsch. „Was habt Ihr mit diesem Weibe zu thun?“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ bat Golo, „helft mir mein Weib zu jenem Kloster tragen! Wir übernachteten in Eurer Hütte; vor einer Stunde erkrankte die Arme, und klagte über Schmerzen unter der Schulter des rechten Armes, wo sie eine große, brandige Beule hat, die —“

„Das ist die Pest, die Pest!“ unterbrach ihn der Getäuschte, und rannte mit seinen Leuten voll Entsetzen die pfadlose Anhöhe seitwärts hinauf, indem er aus Furcht vor Ansteckung nicht mehr bei der am Wege liegenden Genovefa vorüber zu gehen wagte. Damals herrschte die Pest, von heimgekehrten Pilgern aus dem Morgenlande eingeschleppt, in vielen Gegenden von Europa und Deutschland, und die Kenntniß ihrer Zeichen war allgemein verbreitet. Golo und Anselm, der über diese gelungene List ganz erstaunt schien, hoben die Gräfin wieder auf ihre Hände, und kamen bald eiligen Laufes vor der Klosterpforte an, wo Golo ungestüm schellte, da die Entdeckung der Flucht und der Täuschung, die Verfolger ihm schon in den nächsten Minuten auf den Hals hetzen mußte.

„Wer schellt so heftig?“ fragte nach einer angstdurchschauerten Weile eine Nonne, durch eine engvergitterte kleine Oeffnung der Pforte blinzelnd.

„Ich bitte Euch inständig,“ antwortete Golo, „mein krankes Weib, mich, und meinen Bruder, aus christlicher Liebe aufzunehmen.“

„Das Weib darf ich einlassen, aber keinen Mann,“ entgegnete die Pförtnerin. Schon klirrte ihr Schlüsselbund, schon steckte sie den Schlussel in das Schloß; ein Druck, und Genovefa wäre in Sicherheit gewesen, und die beiden Männer hätten den Eintritt erzwingen, oder in wenigen Sätzen den nahen Wald zur Rechten des Klosters erreichen können; da schrie von einem Fenster des Klosters aus eine ältliche Nonne, nach dem goldenen Kreuze auf ihrer Brust zu schließen — die Priorin: „Schwester Sibilla, mach nicht auf! Das kranke Weib ist nur ein Vorwand; gewiß sind sie Räuber; denn dort von der Anhöhe seh' ich einen ganzen Haufen verdächtigen Gesindels herbeirennen.“ Hiemit schlug sie das Fenster zu, und Sibilla lief voll Schrecken von der Pforte weg durch den bedeckten Gang in das Innere des Klosters.

„Da haben wir die saubere Bescheerung!“ rief Golo grimmig, als er von der Anhöhe Martin mit seinen Gefährten, und Grethens Mann mit den Holzarbeitern in der Richtung gegen das Kloster laufen sah. Mit der Gräfin erreichen wir den Wald nicht mehr, ohne eingeholt zu werden; ohne sie geh' ich nicht von

der Stelle. Flieh, Anselm! Nach einigen Sprüngen bist Du ihnen aus den Augen. Rette Dich! Es ist nicht nöthig, daß wir Beide sterben, und eine andere Aussicht zeigt sich nicht, wenn wir sie erwarten."

„Ich bleibe bei Euch und der Gräfin," erwiederte Anselm, „und will Euer Schicksal theilen, wie Eure Flucht. Was liegt mir am Leben! Ich könnte ja doch nicht besser sterben, als mit einer guten That, in der Vertheidigung Genovefa's."

„Wohlan, treuer Anselm," sagte Golo, „so laß uns denn unser Leben theuer verkaufen; aber die arme Gräfin retten, das kann nur Gott!"

Bei Golo's letzten Worten schlug Genovefa die Augen auf, hörte schon den wilden Lärm der Heranstürmenden, seufzte: „Herr Gott hilf!" und sank wieder in ihre Ohnmacht zurück.

„Muth, Anselm, Muth!" rief Golo; „Genovefa hat Gott um Hülfe gebeten; er wird sie nicht verlassen!"

„Feiger Dieb! Verräther!" schrie Martin, mit rasender Wuth auf Golo eindringend, von seinen Genossen umgeben. Ihre Schwerter kreuzten sich; bei dem zweiten Aufblitze derselben sausete Golo's Klinge in Martins rechte Halsseite; ein rother Springquell zischte auf, und röchelnd stürzte der Getroffene in den Tod. Mit gestacheltem Grimme drangen nun die Räuber auf ihn los. Einer bückte sich rasch, um Golo's linken Fuß zu fassen, und ihn zu Boden zu werfen;

Anselm durchbohrte ihn. Ein zweiter schlich rechts von Golo gegen die Pforte, faßte Genovefa bei ihren langen Haaren, und zog sie über die Marmorstufe an der Mauer weg. Ihr Leib streifte Golo's Fuß, ein Blick von ihm, ein Hieb, — und die Hand des Räubers flog vom Arme. Dieser Streich glich dem Blitz; dennoch erreichte die von keinem Schilde gedeckte Brust Golo's der Schlag einer Axt, die ihm die linke Seite der Brust bis auf die Rippen durchschnitt, welche unverletzt blieben, weil er durch die Wendung rechts das Ziel des Schlages verrückt hatte. Das Blut rieselte durch seinen Koller, und bei manchem Wechsel der Stellung auf das Gewand der Gräfin, die noch immer eine schwere Ohnmacht vor dem grauenvollen Anblicke des blutigen Gefechtes bewahrte.

Die letzten Kräfte ihrer beiden Vertheidiger waren erschöpft; sie bluteten aus zahlreichen Wunden; aber auch viele Gegner, von ihnen schwer getroffen oder getödtet, lagen umher. Die Nonnen, eine gewaltsame Erstürmung ihres friedlichen Hauses befürchtend, läuteten die Nothglocke, als sie vom Thurme aus auf dem Halbbogen der Hochstraße, ein mächtiges Reitergeschwader langsam heranreiten sahen. Kaum vernahmen die Reiter den wohlbekannten Hülferuf der klösterlichen Glocke, als sie die Sporen einsetzten, im Galopp ansprengten, und gerade noch zur rechten Zeit kamen, um die beiden ermatteten Kämpfer vom sichern Untergange zu retten. Die Hufschläge vieler Pferde jagten die Räuber und

Holzarbeiter in die schleunigste Flucht; doch waren die Reiter von Ferne noch Augenzeugen der standhaften Vertheidigung der beiden Männer gegen die Ueberzahl ihrer Feinde.

Mühsam athmend lehnte Golo an der Klostermauer, die rechte Hand auf sein bluttriefendes Schwert gelehnt, die linke auf die verwundete Seite drückend; Anselm saß auf den Steinstufen der Pforte, den Kopf, dessen Wunden brannten, mit den beiden Händen haltend. Der Stattlichste unter den Rittern, welche diesen großen Zug von Kreuzfahrern anführten, — jeder von den Rittern und Reisigen trug ein rothes Kreuz auf der rechten Schulter, — fragte Golo, wer dieses Weib sey, das hier leblos auf dem Boden liege, und was diesen Kampf veranlaßt habe? Bevor er noch antworten konnte, ging die Pforte auf, und die Priorin erschien auf der Schwelle, umgeben von allen Frauen und Schwestern des Klosters, und erzählte den Vorfall. Inzwischen traten mehrere Nonnen vor, mit frischem Wasser, Salben und Linnenzeug zum Verbinden, riefen die ohnmächtige Genovefa wieder in's Leben zurück, und reinigten und verbanden Golo's und Anselm's Wunden. Genovefa war so angegriffen, daß sie nicht sprechen konnte. Als sich jene nach und nach erholt hatten, sagte der Ritter: „Dieser Vorfall muß näher untersucht werden, ob er nicht mit Landfriedensbruch verbunden ist. Ihr werdet mir also bis zur nächsten Stadt folgen, die ich noch heute zu erreichen gedenke, wo ich meinen Lehensherrn, den Grafen Hugo von Vermandois erwarten muß,

welcher ein Heer von Kreuzfahrern in das gelobte Land führt. Bei meinem Zuge sind viele Handpferde, und Maulthüre mit Tragebetten für Kranke und Verwundete. Wählet! In der Stadt sollet Ihr, bis zu des Grafen Ankunft, in anständiger Haft gut verpfleget werden."

Golo und Anselm dankten mit einigen Worten, bestiegen Pferde, und ritten langsam neben der Sänfte, worin die arme Dulderin Genovefa bald in einen erquickenden Schlummer sank.

Siebzehntes Kapitel.

Der kranke Tieger.

Bei dem Heimritte nach Adelens Entführung, war der Eberecker mit dem Pferde gestürzt, und hatte sich den rechten Fuß so schwer verletzt, daß er das Siechbett wochenlange nicht verlassen konnte. Das Uebel wurde immer ärger, weil er fortfuhr, unmäßig Wein zu trinken, und sich einem rasenden Zorne überließ, so oft er Golo's und Martin's gedachte, die er Beide im Verdacht hatte, daß sie im gemeinschaftlichen Vortheile handelten, und Genovefa nicht mehr zurückbringen wollten, um das für sie erpreßte Lösegeld unter sich zu vertheilen, und nie wieder vor seine Augen zu kommen. Er beschloß daher, für den Grafen Siegfried und dessen Sohn um so viel mehr an Lösegeld zu verlangen, als ihm auf Seite der Gräfin entging.

Als die Schmerzen des Ebererker immer unerträglicher wurden, die er vor seinen Leuten gerne verheimlichet hätte, verlangte er Hülfe, wollte aber nicht gestatten, irgend einen Heilkundigen herbeizuholen. Schmerzenreich hörte davon sprechen, trat vor das Bett des Ebererker, und sprach: „Ich bin gut bewandert in der Heilkunde; wollt Ihr mir Vertrauen schenken, so bin ich bereit, Euch zu helfen.“ Mißtrauisch erwiederte jener: „Wie magst Du mich für so thöricht halten, zu glauben, Du wollest mir Gutes thun, da ich Dir nur Böses gethan habe?“ „Ich erfülle dadurch nur die Pflicht eines Christen, seinen Feinden Gutes zu thun,“ antwortete Schmerzenreich. Der Raubritter schlug ein schallendes, höhnisches Gelächter auf, griff aber schnell, mit schmerzverzerrten Zügen, nach seinem Fuße, und sagte: „Nun ja, versuche es, mein Uebel zu heilen; gelingt es Dir, so darfst Du in meiner Schatzkammer das köstlichste Stück wählen; gelingt es Dir nicht, so mußt Du sterben!“

Schmerzenreich untersuchte die Wunde, und erklärte: ihr Zustand habe sich zwar schon sehr verschlimmert; dennoch hoffe er sie mit Gottes Hülfe zu heilen, wenn er im Walde die dazu nöthigen Kräuter holen dürfe, oder der Ebererker sie ihm auf andere Weise verschaffen könne. Dieser war darob in großer Verlegenheit. Das Licht des Tages scheuend, gleich einer Nachteule, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, durch Schmerzenreich's Ausflüge in die nahen Wäl-

der, den Eingang in die Räuberburg zu verrathen; wie leicht konnte auch der Junge eine solche Gelegenheit zur Flucht benützen. „Wie oft mußt Du Kräuter holen?“ fragte der Eberecker mißtrauisch. „Alle Tage,“ antwortete Schmerzenreich; „denn nur der Saft der frisch ausgepreßten Kräuter wirket heilsam.“ „Ich habe in dieser Burg einen freien, luftigen Wiesenplatz;“ fuhr jener fort; „könntest Du die Kräuter nicht sammt ihren Wurzeln ausheben, und dahin versetzen, um sie frisch zu erhalten zum täglichen Gebrauche?“ „Ich kann's versuchen,“ entgegnete Schmerzenreich; „vielleicht gedeihen sie.“

Nun wurden dem Schmerzenreich die Augen verbunden, und er von vier Männern über die Bucht in den nahen Wald gebracht; man hatte ihm sogar die Hände auf den Rücken befestiget, um ihn zu verhindern, die Binde vor den Augen zu lüften. Erst im Walde wurde er von seinen Banden befreiet. Nach der Füllung eines Korbes mit den nöthigen Kräutern, kehrten sie wieder, mit den nämlichen Vorsichtsmaßregeln, zurück. Während ein Räuber den Schmerzenreich auf einer Leiter zur ebenen Fläche hinauf geleitete, auf welcher er die entbehrlichen Kräuter in den Boden verpflanzte, erzählten seine drei andern Begleiter in den Wald dem Eberecker, sie hätten von einer alten, geschwätzigen Sammlerin von Erdschwämmen vernommen, daß seit einigen Tagen viele unbekannte Bewaffnete in der Gegend umherziehen. „Vielleicht wittern sie unser

Nest," versetzte der Raubritter. „In dieser Voraussicht ließ ich, gleich nach meiner Ankunft mit dem gräflichen Töchterlein, Lebensmittel für geraume Zeit hier aufhäufen; sie reichen aber zur Fütterung der Gefangenen nicht aus, die in den verschiedenen Höhlen eingesperrt sind." Hierauf bezeichnete er diejenigen unter ihnen, welche umgebracht werden sollten, weil er für sie kein Lösegeld mehr zu erwarten habe; die übrigen befahl er auf der geheimen Pferdbahn im Innern der Räuberburg nach einem großen festen Thurme zu bringen, der in einer Entfernung von einer Stunde als gefürchteter Geisterthurm berüchtiget war, und ihnen für acht Tage Brod unter der Androhung des Verhungerns mitzugeben, wenn bis dahin kein Lösegeld für sie erlegt werde. „Graf Siegfried, sein Sohn und das gräfliche Fräulein müssen hier bleiben," fügte er bei; „ihr Schicksal muß sich bald entscheiden. Wählet Euch ein Dutzend vertraute Männer, und besorget alles!"

Jene Drei hatten jedoch von der Alten im Walde weit mehr gehört, als sie dem Eberecker erzählten, und ihm zu erzählen für gut fanden. Sie hatten gehört, daß der französische Graf im Anzuge sey, dessen Tochter der Raubritter entführte, und daß er nicht ruhen wolle, bis er das Raubnest und die ganze Bande vernichtet habe. Schon öfter bei der Vertheilung einer Beute verkürzt, beschlossen sie, den Eberecker zu verlassen, seine kostbarsten Schätze mitzunehmen, und dem Räuberleben ganz zu entsagen. Das Fortführen der

Gefangenen bot ihnen eine erwünschte Gelegenheit; sie beschlossen, ihnen schon unterwegs ihre Freiheit anzukünden, um Glauben für dieses Vorhaben zu verdienen, im Falle sie vor dem Vollzuge desselben in feindliche Gefangenschaft gerathen sollten. Sie wählten also zu Vertrauten nur Mißvergnügte, und darunter die noch übrigen sieben, einst vom Grafen Siegfried entlassenen Diener, die für ihre Verrätherei noch nicht die geringste Belohnung vom Eberecker erhalten, und ihm deßwegen heimlich Rache geschworen hatten.

In der nächsten Nacht, wo Verschworene die Schatzkammer des Raubritters bewachten, erbrachen sie dieselbe, und raubten das Kostbarste an Edelsteinen und Goldmünzen, was sie im Ueberflusse fanden. Dann ließen sie alle Gefangenen aus ihren finstern Höhlen, in welche nie ein Lichtstrahl des Tages dringen konnte; in der Todesangst, zur Hinrichtung geführt zu werden, erhoben sie ein klägliches Geheul. Um unerkannt zu bleiben, im Falle Eberecker aus plötzlichem Argwohne ihnen seine treuesten Mordgesellen nachsenden sollte, mußte Graf Siegfried seine Kleider ablegen, und dafür die armseligen Fetzen eines Gestorbenen anziehen. Der Graf, dem sie aus Furcht vor Lauschern oder einer lauten Aufwallung der Freude, die Ursache nicht mittheilten, vermuthete, daß man ihn zum Tode führen, und nur seine Kleider verschonen wolle. In diesem Wahne bestärkte ihn das Jammern der übrigen Gefangenen. Nicht der Tod an und für sich schreckte ihn; er hatte ihm gar

oft in wildem Schlachtgetümmel kühn in's erdfahle Antlitz geschaut, auch hielt er ihn für eine gerechte Strafe des Himmels für sein über die unschuldige Genovefa und sein Kind einst so vorschnell ausgesprochenes Todesurtheil, und das ihnen dadurch bereitete, siebenjährige, furchtbare Leiden; aber von den Händen elender Räuber sterben zu müssen, dieß erschütterte tief seinen ritterlichen Geist. Dennoch folgte er seinen vermeintlichen Henkern standhaft, mit festem Schritte, ohne sich zu einer Bitte zu erniedrigen.

Der Jubel der armen Gefangenen läßt sich denken, als ihnen die Räuber ihre nahe Freiheit verkündeten. Die Hand Gottes schützte sie sichtbar; denn, kaum noch vierzig Schritte vom Ausgange entfernt, entgingen sie nur wie durch ein Wunder einem großen Erdeinsturze dicht hinter ihnen, und dadurch der Gefahr, lebendig begraben zu werden. Als sie den festen Thurm erreichten, überzeugten sich die Räuber bald, daß in seiner Nähe eine bedeutende Streitmacht lagere; sie ließen also die Zugbrücke nieder, die den Thurm durch einen Graben von einer freien Anhöhe schied, und gingen auf das Lager zu, deren Krieger sie mit Erstaunen betrachteten. Ritter Gideon befand sich in der Nähe, Siegfrieds Waffenbruder aus der Zeit des Krieges gegen die Mohren. Sie hielten unter vier Augen eine lange Unterredung. Die Gefangenen wurden gelabt, reichlich beschenkt, und unter sicherm Geleite nach Koblenz gebracht, um bei dem dortigen Gerichte ihre Aussagen

zu machen, und die Mittel zu ihrer Heimkehr zu erbitten. Die Räuber wären, auf Siegfried's Zeugniß, sogleich frei entlassen worden; es wurde jedoch ihr freiwilliges Anerbieten angenommen, in unkenntlicher Verkleidung bei dem Zuge gegen den Ebereker gute Dienste zu leisten.

Achtzehntes Kapitel.

Schmerzenreich und Adele.

Mit Ausnahme des Küchenheerdes, dem eine enge Felsenspalte zum natürlichen Schornsteine diente, und der Waffenhalle, aus welcher man auf Leitern durch einen Steinschlauch auf die ebene Fläche oder Platte emporklomm, wo Schmerzenreich seine Heilkräuterpflanzung angelegt hatte, gab es keinen Raum in dieser Räuberburg, in welcher ein Strahl der Sonne dringen konnte. Ueberall leuchtete nur die Flamme brennender Holzspäne, und erhellte auf eine grauenvolle Weise die scheußlichen Gesichtszüge verruchter Mörder und Räuber. Ein solcher Aufenthalt, bei solcher Umgebung, mußte das zarte Gemüth des guten Schmerzenreich mit allen seinen Schrecken durchschauen. Von dem Augenblicke an, wo seinem Vater und ihm, vor dem Einzuge, die Augen waren verbunden worden, sah keiner mehr den andern, wußte der Vater nicht, was mit dem Sohne, der Sohn nicht, was mit dem Vater

geschehen war. Der Graf schmachtete bei kärglicher Kost in einer von den zahllosen Höhlen, die gleich den Zellen eines Wespennestes durch den Bauch der Erde liefen; der Sohn mußte den wilden Ebereckर bedienen, und durfte frei herumgehen. „Frage nicht mehr!“ schrie der Raubritter mit zornigem Blicke, als der arme Schmerzenreich eines Tages mit sanften, bittenden Worten sich erkundigte: wo sein lieber Vater sey, und wie es ihm gehe? Er wagte es nun nicht mehr, zu fragen, schlich aber zu allen Höhlen, wohin er Speisen tragen sah, und fragte ängstlich nach den Namen der Unglücklichen darin, wenn er sich unbemerkt wußte, in der Hoffnung, seines Vaters Stimme zu hören, gleich der Stimme des Trösters in der Wüste. Aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos, weil sein Vater in einem Gefängnisse lag, das von andern Kerkern umgürtet war, sohin die Stimme seines geliebten Sohnes nicht vernehmen konnte. Dieß machte ihn recht traurig.

Ach, es ist für ein gutes Kind, das seine Eltern liebt, eingedenk der göttlichen Worte: „Ehre Vater und Mutter, damit es Dir wohlergehe auf Erden,“ der tiefste Schmerz, und ein unaussprechliches Weh, ferne vom lieben Vater, ferne von der lieben Mutter leben zu müssen, zudem von dem schweren Grame gefoltert, daß sie leiden, ohne ihnen helfen zu können. O ihr guten Kinder, liebet und achtet Eure Eltern, die Euch so viel Gutes thun, und so viel Sorgen für Euch tragen; macht ihnen Freude, anstatt Kummer; seyd genügsam und dankbar;

kränket sie nicht durch Leichtsinn oder Ungehorsam, worüber die Eltern sich betrüben müssen; denn Ihr verkürzet ihnen dadurch das Leben, und wenn sie dann vor der Zeit sterben, und das Gewissen in Eurer Brust die Reue wecket, dann ist es zu spät! Vergebens werdet Ihr dann wehklagend die Grabhügel Eurer verlorenen Eltern umklammern, sie erwachen nicht mehr aus dem Schlummer des Todes.

Adelens Ankunft milderte die Trauer Schmerzenreich's; sie glich einem Engel, der da kommt zu trösten die Betrübten. Sie war verständig genug, ungeachtet ihres zarten Alters, um einzusehen, daß sie geraubt worden sei, weil man von ihrem Vater ein reiches Lösegeld zu erpressen hoffte, und daß dieser nicht säumen werde, es zu erlegen. Welchen Preis der Räuber zur Bedingung ihrer Freiheit verlangt habe, wußte sie freilich nicht. Schmerzenreich und Adele waren immer beisammen, und gewannen sich bald so lieb, wie Bruder und Schwester. Den größten Theil des Tages hindurch mußten sie dem kranken Ebereckerer Gesellschaft leisten, der sich an des Fräuleins muntern Erzählungen von ihren lustigen kindlichen Streichen am Hofe ihres Vaters, weidlich ergötzte. Dennoch wankte sein Entschluß nicht, ihr blutiges Haupt an die Schwelle, des Domthores in Trier zu schleudern, im Falle ihr Vater die ihm gemachte Bedingung zur bestimmten Zeit nicht erfüllen sollte; an dieser fehlte nur noch ein Tag, als der Ebercker so weit hergestellt war, daß

er in seiner Kammer ohne Schmerzen auf und abgehen konnte.

Voll Sehnsucht, aus den finstern, im Wiederscheine des Feuers rothglühenden Schachten der Erde, empor an das Licht des Tages zu kommen, und seine von den zauberischen Reizen der Natur entzückten Augen, in dem süßen Blau des Himmels zu baden, besuchte Schmerzenreich täglich seine Kräuterpflanzung, unter dem Vorwande, daß derlei Kräuter, ihrem angebornen Boden enthoben, nur bei der sorgfältigsten Pflege gedeihen können. Eines Tages hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Verwundert schaute er nach allen Seiten hin, und erblickte endlich, da der Ruf sich wiederholte, seitwärts von der Granitkuppe zwischen dem Gestrüppe einer Randspalte, den Kopf eines Menschen, des Simon. Hört mich Niemand, wenn ich so laut spreche, daß Du meine Worte vernehmen kannst?" fragte er. „Sprich nur, Niemand hört Dich!" antwortete Schmerzenreich. Nun erzählte ihm Simon alles, was wir von der Unternehmung zum Verderben des Ebereckers bereits wissen; erzählte ihm auch, daß alle Gefangenen aus der Räuberburg glücklich befreit seyen, auch sein Vater, ohne aber von der Verkleidung desselben etwas zu erwähnen, über welche frohe Botschaft Schmerzenreich in einen Strom von Freudenthränen ausbrach."

„Ist die junge Gräfin eingesperrt, oder geht sie frei herum?" fragte Simon. „Frei, wie ich!" antwortete Schmerzenreich.

„Nun denn,“ fuhr jener fort, „so gebt wohl acht, was geschehen muß, Euch Beide zu befreien. Uebermorgen, wenn in der Wallfahrtkirche auf der Höhe jenseits des Rheines zum Frühgebete geläutet wird, pflanze ich die Stange mit dem schwarzen Tuche auf. Kommt zur selben Zeit mit der jungen Gräfin hierher; ich werfe Euch eine oben befestigte Strickleiter hinab, und Ihr steiget Beide an der Kuppe herauf; mögen sie drüben dann das rothe Fähnlein aufstecken oder nicht, sobald Ihr gerettet seyd, durchhauen wir die Wasserklause, und alles ist vorbei!“

Nach dieser Verabredung stieg Schmerzenreich mit beklommenem Herzen durch den Schlauch hinunter, indem es ihm fast unmöglich schien, daß die zarte Adele so viel Muth und Kraft besitzen könne, auf einer beweglichen Strickleiter eine so schwindelnde Höhe emporzuklimmen.

Der kommende Tag war der Annatag, an welchem die vom Ebere>cker verlangte Urkunde mit der königlichen Unterschrift am Hauptthore des Doms zu Trier sollte angeschlagen werden. Er war in der besten Laune, weil er an der Erfüllung seiner Bedingung nicht im Mindesten zweifelte, indem er es für unmöglich hielt, daß Adelens Vater nicht Alles zur Rettung seiner geliebten Tochter unternehmen würde. Mit Blitzeseile hatte sich weithin das Gerücht verbreitet, daß alle Gefangenen aus der Räuberburg befreiet seyen. Voll Freude hierüber, ohne die zweifellose Bestättigung, oder wenigstens den Annatag zu erwarten, ließ Graf Hugo

statt der vom Raubritter erwarteten Urkunde, einen außerordentlichen Preis auf dessen Kopf setzen, und die Verheissung deßelben augenblicklich am Domthore zu Trier anschlagen, zu Jedermans Wissen. Einer von des Eberecker Spähern eilte zu ihm mit dieser Botschaft; er schlich sich durch die Kette der Bewaffneten, die das Räubernest umschnürte, und schwamm in finsterer Nacht durch die Bucht.

Der Unglücks-Bote erzählte seine Nachricht halblaut einigen Vertrauten in der großen Höhle, worin die Räuber raublose Tage bei Zechgelagen zubrachten. Schmerzenreich kam eben vom Eberecker, und hörte es. „Ich rathe Euch wohlmeinend," sagte er gefaßt zu dem Angekommenen, „mit dieser widrigen Botschaft heute ja nicht vor Euren Gebieter zu treten, der jetzt in so böser Laune ist, daß er mir so eben sein Jagdmesser gegen die Brust schleuderte, dem ich mit Mühe auswich, bloß weil ich es nicht für räthlich hielt, daß er noch ein Glas Wein trinke. Wenn nun der Tod mir schon wegen einer solchen Kleinigkeit nahe stand, so könnt Ihr Euch leicht denken, daß Ihr nach der Mittheilung Eurer Neuigkeit gewiß nicht mehr lebendig aus der Kammer des Eberecker kommen würdet. Folgt meinem Rathe, und geht erst morgen zur Mittagszeit zu ihm, um ihm diese Kunde zu bringen; nehmet auch mehrere Gefährten mit Euch, damit Ihr Euch doch vor den Ausbrüchen seiner Wuth schützen könnet!"

Der Bote hatte eben keine Lust, sich persönlich von

der Wahrheit der Worte Schmerzenreich's zu überzeugen, dessen Meinung auch die übrigen Räuber beistimmten; es blieb daher bei dem Beschluße, daß der Eberecker die schlimme Botschaft erst am andern Mittage erfahren solle.

Neunzehntes Kapitel.

Auf Leben und Tod!

Die Schlafkammern Schmerzenreich's und Adelen's waren nur durch eine Bogenöffnung ohne Thüre getrennt. Eine hölzerne Bank stand vor einem Tische, den zwei Klötze von Eichenholz bildeten, auf denen eine verwitterte Steinplatte lag. Hier aßen Beide täglich gemeinschaftlich die in der großen Küche geholten Speisen, und tranken dazu frisches Quellwasser. Oberhalb seines Strohlagers mit einem Polster und einer wollenen Decke, — ein gleiches hatte Adele — prangte Schmerzenreich's kleines hölzernes Kreuz, das so viele bitter-süße Erinnerungen in ihm weckte, und beide beteten vor demseblen täglich mit einander ihr Morgen-, Mittag-, und Nachtgebet, mit der innigsten Andacht gottseliger Unschuld, und beteten für ihre lieben Eltern, und um Gottes Hülfe zu ihrer Befreiung. Schmerzenreich's rührende Erzählung von den Leiden seiner frommen Mutter in der Wildniß, hatte das Fräulein so ergriffen, daß es die heißesten Thränen theilnehmenden Mitleids vergoß.

Nach Vollendung ihres Nachtgebetes am Vorabende des Annatages, an welchem die Ankunft des Räubers mit der schlimmen Botschaft für Ebereck er erfolgt war, faßte Schmerzenreich sein Unglücksschwesterchen bei den Händen, und sagte mit bebender Stimme: „Liebe Adele, bevor Du Dich schlafen legst, muß ich Dir noch etwas Wichtiges anvertrauen.“ Und nun erzählte er ihr seine ganze Unterredung mit Simon, dessen Befreiungsvorschlag für sie Beide, die neue Botschaft, welche Adelen den Tod bringen könnte, und fragte sie zum Schluße, ob sie den nöthigen Muth in sich fühle, mit ihm über die Strickleiter zu klimmen? Schnell trocknete sie die Thränen der Furcht ob der Kunde so drohender Gefahr, und erwiederte: „Gewiß, guter Schmerzenreich, gewiß! Ich habe mich immer in dem Hofraume herumgetrieben, wo die Edelknaben meines Vaters ihre ritterlichen Uebungen hielten, und viel versucht, und kann springen und klettern, wie ein Eichhörnchen.“ Schmerzenreich entgegnete seufzend: „Ach, wo keine Gefahr droht, magst Du wohl klettern können; aber morgen, wenn die Angst Deine Glieder lähmt —“; „Sey unbesorgt,“ unterbrach ihn das Fräulein, „unter Deinem Schutze fürchte ich nichts!“

Die Nachtruhe war kurz, und von schweren Träumen unterbrochen. Sie beteten noch recht innig vor dem kleinen hölzernen Kreuze, dessen zwei Stäbe dann Schmerzenreich wieder unter seinem Wamse auf dem Herzen verbarg. „Nun bleib hier am Eingange meiner Höhle

stehen, liebe Adele," sagte Schmerzenreich, „aber weiter zurück, damit Dich Niemand sieht, und sey recht ruhig! Nur wenn ich Deinen Namen rufe, tritt hervor; folge keinem andern Rufe! Ich geh zum Raubritter, und frage nach seinem Befinden, um keinen Argwohn zu erregen; dann hole ich Dich gleich!"

„Es geht recht gut mit meinem Fuße," erwiederte der Eberecker auf Schmerzenreich's Erkundigung; „die Heilung ist Dir gelungen, und ich werde heute noch mein Versprechen halten, wenn ich mit Dir in die Schatzkammer gehe. Laß mir jetzt ein stärkendes Bad von Kräuterwein bereiten!"

Indem sich nun Schmerzenreich gegen die Thüre wendete, trat über die Schwelle derselben ihm entgegen der gestern angekommene Räuber, um dem Eberecker die schlimme Botschaft zu bringen, begleitet von vier Gefährten. Das Dröhnen häufiger Schläge von Aexten, von der Höhe der Granitkuppe herab in die wiederhallenden Räume der unterirdischen Burg während der Nacht, hatte den Argwohn irgend einer heranrückenden Gefahr erregt, die wohl mit jener Botschaft in Verbindung stehen konnte; die Räuber wagten es also nicht mehr, mit der Meldung bis zur Mittagszeit zu warten.

Die frühere Nachricht, daß Bewaffnete in zahlreichen Schaaren die ganze Gegend durchziehen, und augenscheinlich die Räuberburg belagern, deren Lage ihnen verrathen seyn müsse, hatte der Eberecker verlacht, in

der Meinung, dieß alles würde sich schnell ändern, sobald die von ihm gemachte Bedingung vom Grafen Hugo erfüllt wäre. Diese letzte Hoffnung war jetzt vereitelt. Mit noch größerem Entsetzen erfüllte ihn das laute nächtliche Treiben auf der Granitkuppe, da plötzlich der Verdacht in ihm aufstieg, Martin, der einzige Mitwissende dieses Geheimnisses, könne zum Verräther geworden seyn, um so mehr, als er damals nicht nur am nächsten Tage mit Genovefa nicht zurückkehrte, sondern auch Golo, obgleich schon fast vier Monate verflossen waren, nichts von sich hören ließ. Der Raubritter schäumte vor Zorn und Wuth, wie ein verwundeter Eber, und sein Späher und Unglücksbote hatte klug gethan, nicht allein vor ihm zu erscheinen. Er befahl, den Grafen Siegfried sogleich auf die Platte zu führen, wo Schmerzenreich seine Kräuterpflanzung hegte, und in dessen Gegenwart ihm den Kopf abzuschlagen, sodann diesen und den Rumpf in den Rhein zu schleudern, damit die Feinde gegenüber einsehen möchten, daß ihre drohenden Rüstungen nicht im Stande seyen, seinen Grimm einzuschüchtern, dem er wohl noch zwei andere Wesen opfern könne.

„Graf Siegfried ist nirgends zu finden, die Schatzkammer erbrochen und geplündert, eine Menge kostbarer Sachen auf dem Boden verstreut, Schmerzenreich aus allen Räumen verschwunden, von dem gräflichen Fräulein keine Spur —“, mit diesen Worten polterten mehr als zwanzig Räuber in Eberecker's Kam-

mer. Einen Augenblick schien dieser versteinert, regungslos, wie vom Blitzstrahl getroffen; dann schrie er: „Mir nach, wir treffen sie Alle auf der Platte!“

Bei dem Anblicke der eintretenden Räuber hatte Schmerzenreich, als er eben den Raubritter verließ, mit Schrecken geahnet, daß sie vor der verabredeten Zeit die böse Nachricht brächten; er horchte an der Thüre, und überzeugte sich. Schnell holte er Adelen, und eilte mit ihr nach der Waffenhalle, durch die der Weg auf die Platte führte.

„Wohin so eilig?“ brummte ein Räuber, ihnen den Weg vertretend.

„Wir müssen schnell Kräuter holen!“ antwortete Schmerzenreich; „des Ritters Fußübel hat sich heute Nacht verschlimmert, wahrscheinlich wegen der schlimmen Botschaft, die ihm gebracht wurde.“

„So? Eine schlimme Botschaft?“ fragte der Räuber; „ich hab' nichts davon gehört. Erzähl sie mir doch!“

„Lauft nur gleich selbst hin,“ rieth Schmerzenreich, „um sie zu hören; sie berathen sich eben!“

„Da muß ich auch mitberathen!“ sagte der Räuber, und eilte davon.

Ein neuer Schrecken! Die Pfahlthüre zur Waffenhalle war verschlossen! Ob absichtlich oder zufällig durch einen Windstoß, konnte Schmerzenreich nicht wissen! früherhin war sie immer offen gewesen. „Muth, Adele; wir müssen hinüber!“ flüsterte er ihr zu. Er reichte ihr die Hand, daß sie mit ihrem rechten Fuße auf seine linke

Hüfte steigen konnte; dann ließ er sie, den Kopf bückend, auf seine Schultern treten; von da an schwang sie sich auf die Knäufe der Pfähle, und blieb, auf Schmerzenreich's Zuruf, auf ihnen sitzen, die Füße abwärts, gegen den Boden der Waffenhalle. Rasch klomm jener an den Pfählen empor, und ließ sich auf der andern Seite wie an einem geschälten Baume nieder. Dann mußte Adele auf seinen Nacken treten, und bald hob er sie mit seinen Armen herab. Jetzt stiegen sie die Leitern hinauf; Adele voran; sie erreichten die Platte. Die Glockenklänge zum Frühgebete tönten von jenseits des Rheines herüber; die Nebelschleier wogten von seinem Wasserspiegel empor, von der Sonne durchblitzt, und das rothe Fähnlein flatterte schon lustig im kühlen Morgengewinde.

Aber auf der Granitkuppe oben regte sich noch kein Laut; Simon war nicht zu sehen; die rettende Strickleiter zeigte sich nicht den ängstlich forschenden Blicken. Ein wildes Gekrose drang schon aus dem Schlauche herauf; die Zagenden hörten das Fluchen des Raubritters, und das Poltern der Räuber an der verschlossenen Pfahlthüre. Da patschte es an die Steinwand der Granitkuppe — die herabgeworfene Strickleiter war's, welche Simon oben eilfertig mit einer eisernen Klammer befestigte, indem er ausrief: „Seyd Ihr da! Seyd Ihr da!" Von unten erscholl das Krachen der eingesprengten Pfahlthüre, das Aechzen der Leitern unter der Last der Emporklimmenden, voran der Ebereckner, dessen tiefgezogenes Athmen, wie aus dem Rachen eines abgehetzten Wildes, sein Kommen verkündete.

„Herauf! herauf!“ schrie Simon; „die Klause hält nicht zehn Minuten mehr!“

„Anderthalb Mannslängen fehlen noch! erwiederte Schmerzenreich.

„Heilige Mutter Gottes, dann seyd Ihr verloren!“ stöhnte Simon, die Hände ringend. „Ich kann Euch nicht mehr helfen!“

Schon kollerte Steingerölle von Seiten der frühern Mündung an der Wand der Granitkuppe zu den Füßen der beiden Flüchtlinge herab; Wasser begann zu sickern und zu rieseln; mit jeder Minute konnte der Durchbruch des Bergstromes erfolgen.

„Wir können die Strickleiter nicht erreichen!“ schrie Schmerzenreich zur Kuppe hinauf.

„Ist auch nicht nöthig!“ brüllte mit teuflischem Hohngelächter der Eberecker, bis zur Brust aus dem Schlauche auftauchend, in der rechten Hand sein blitzendes Schwert, und auf die Linke sich stützend, um herauszusteigen, indem er sprach: „Ei, Du hast ja nicht bloß Kräuter angepflanzt, sondern auch eine Strickleiter, die aber zu kurz gewachsen ist! Nun, Ihr zwei werdet auch gleich um einen Kopf kürzer seyn!“

„Simon, hau die Stützen ab, die Stützen ab!“ rief Schmerzenreich, von Todesangst für Adelen durchschauert, umschlang sie fest mit seinem linken Arme, griff mit seiner Rechten nach dem kleinen hölzernen Kreuze auf seinem Herzen, flehend: „Mein Gott, hilf!“ und in dem Augenblicke, da auf der Kuppe die letzten

Stützen, unter den eiligsten, weithin hallenden Hieben der Aexte, zusammenkrachten, und der Bergstrom aus dem plötzlich aufgähnenden Steinrachen wie ein fluthenspeiendes Ungeheuer des Meeres sich auf die beiden Felsenspalten herabstürzte, mit vernichtender Gewalt den Raubritter mit seinen Mordgesellen über die Leitern hinabschwemmend in die finstern Räume der Burg, sprang Schmerzenreich mit Adelen, Herz an Herz, der Gewalt des Wassers und dessen Steinregens entfliehend, von der Platte in den gräßlichen Abgrund hinunter, in die Fluthen des Rheines. Ein gellender Aufschrei des Entsetzens, gleich einem in der Ferne grollenden Donner, durchbebte die Lüfte, die ganze Linie der Bewaffneten entlang, welche jenseits des mächtigen Stromes aus dem Walde hervorbrachen, um hülfebringend nach dem Ufer zu stürzen.

Zwanzigstes Kapitel.

Heilige Begeisterung.

Die ganze Christenheit war damals von einer heiligen Begeisterung durchglüht, von dem festen Vorsatze, das gelobte Land zu erobern, und das heilige Grab zu Jerusalem den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Die wenigen heimkehrenden Pilger, denen es gelungen war, dem Schwerte der Feinde, den verheerenden Seu-

chen und dem Elende in seinen gräßlichsten Gestalten zu entgehen, konnten nicht genug Jammervolles erzählen von dem schrecklichen Zustande der Christen, die sich in Jerusalem und in andern Städten des gelobten Landes aufhielten, und von ihren unaussprechlichen Leiden durch die Sarazenen. „Diese," sagten sie, „stürzen oft plötzlich mit bewaffneter Gewalt in die Kirchen, peinigen die betenden Christen mit Todesangst, treten die Kelche und geweihten Gefässe in den Staub, zerstören die Bilder, zertrümmern die Marmorsäulen, und vergreifen sich thätlich an den Priestern; sie haben sogar den ehrwürdigen Patriarchen zu Jerusalem geschlagen, und bei den Haaren in den Kerker geschleppt, um den Christen ein großes Lösegeld für ihn abzupressen. Unnachsichtlich muß jeder Pilger ein Goldstück erlegen, bevor es ihm gestattet wird, einen Fuß in die Stadt Jerusalem zu setzen. Dieses Goldstück, das sie unterwegs ohnehin nur mit größter Mühe und Angst vor Räubern bewahren können, ist gewöhnlich das Letzte ihrer Habe. Da nun der beste Wille der christlichen Einwohner von Jerusalem nicht hinreicht, die von allem Entblößten zu unterstützen, so sind oft ganze Schaaren armer Pilger vor den Thoren der Stadt auf nackter Erde zu erblicken, welche vor Hunger und Erschöpfung hülflos dahinsterben."

Die Aussagen dieser einfachen Pilger reichten noch nicht hin, das ruhige Volk in eine dauernde Aufregung, und zu großen Entschlüssen zu bringen. Viele bezweifelten auch die Wahrheit ihrer Worte, und meinten, sie

wollten dadurch Werke der Barmherzigkeit zunächst nur sich selbst zuwenden. Aber es traten bald glaubwürdigere Augenzeugen von höherem Ansehen auf. Ein gottesfürchtiger Mann, Peter von Amiens genannt, weil er in der Stadt Amiens in Frankreich geboren war, hatte nach göttlicher Eingebung seine Einsiedelei verlassen, um Weltpriester zu werden. Als solcher unternahm er im Jahre 1093 eine Wallfahrt nach Jerusalem, bezahlte, wie jeder andere Pilger, das Thorgeld mit einem Goldstücke, und sah mit eigenen Augen die täglichen Mißhandlungen der Christen durch die Türken. Dieser Anblick empörte seine fromme Seele, und bewog ihn, dem Patriarchen Simeon ernste Vorwürfe über die Gleichgültigkeit und Unthätigkeit zu machen, womit er alle diese Bedrückungen, die Entweihung der heiligsten Stätten, den Raub der Spenden andächtiger Christen, und die grausamen Quälereien, von den Ungläubigen an den Pilgern verübt, geschehen lasse.

Mit guten Gründen konnte ihm der Patriarch nachweisen, daß er nichts zu thun vermöge, als ihm beizustimmen in seinen Klagen über den jammervollen Zustand der Christen im gelobten Lande; allein diese seyen zu schwach, ihre traurige Lage ändern zu können; er möge nur die weit mächtigeren Griechen betrachten, denen in kurzer Zeit die Hälfte ihres Reiches entrissen worden: sey mit der Gnade Gottes noch irgend eine Rettung zu hoffen, so könne diese nur das glaubensstarke Abendland bringen. „Kehre heim,“ sagte der Patriarch feier-

lich, „kehre heim als mein Gesandter von der Mutterkirche zu Jerusalem, und bitte für sie bei ihrer Tochter, der abendländischen Kirche, um Erbarmen und Hülfe für ihre schwer bedrängte, leidende Mutter!“

Dieser erhabene Auftrag begeisterte den würdigen Priester, der vom Patriarchen dringende Bittschreiben an den Papst, an Könige und Fürsten erhielt, und sie nicht nur pünktlich zu überreichen, sondern auch durch sein Zeugniß den Inhalt zu bekräftigen, und sein Möglichstes zu thun versprach, die Christgläubigen zu baldiger Hülfe zu entflammen. Dieses heilige Unternehmen war nun sein einziger Gedanke. In der Auferstehungskirche knieete er vor dem Heilande, und flehte voll der innigsten Andacht um seinen Segen zum Gelingen dieses Werkes. Seine erschöpften Kräfte erquickte hier ein süßer Schlummer. Plötzlich stand Christus vor seinem innern Auge, und sprach zu ihm: „Erhebe Dich, Petrus! und eile zum muthigen Vollzuge Deines Unternehmens, das ich beschützen werde. Nicht länger soll mein Heiligthum entweiht, und die Hülfe für meine Diener verzögert werden!“

Nach dieser Erscheinung fühlte sich Peter von einer wundersamen Kraft gestärkt, und recht eigentlich zu dem hohen Berufe geweiht. Freudig eilte er zum Patriarchen, erzählte ihm, was geschehen, begann am nächsten Tage die Heimreise, und kam auf einem Handelsschiffe wohlbehalten nach Bari, von wo er sich schleunigst nach Rom begab, zum Papste Urban. Rastlos eilte er dann

über die Alpen, und wo immer seine gottbegeisterten Reden vernommen wurden, entflammten sie die Herzen der Fürsten, Priester und des Volkes. Bald kamen auch Gesandte des griechischen Kaisers Alexius, und baten um Hülfe gegen die Ungläubigen, welche sich bereits der ganzen asiatischen Seite des Bosporus bemächtiget hätten. Papst Urban brachte den Entschluß zur Befreiung des heiligen Landes vom Joche der Türken, zur Entscheidung, indem er im November des Jahres 1095 zu Clermont in Auvergne in Frankreich, vor mehr als dreihundert Bischöfen und Aebten, und vor zahllosen Priestern und weltlichen Personen, unter Gottes freiem Himmel eine salbungsvolle Rede hielt, die er bisweilen unterbrechen mußte, weil Seufzer und Thränen seine Worte erstickten.

Der heilige Vater erinnerte seine Zuhörer an die freie Verkündigung der Lehre Jesu in Asien während der Dauer von Jahrhunderten; an den Sieg der Heiden über die Christen; an den von den Ungläubigen verübten Raub jener Länder; an das schmerzlichste Unglück: daß auch Palästina und Jerusalem in die Gewalt der Feinde gefallen seyen, alle jene heiligen Stätten, auf denen einst der Heiland, nach seiner Menschwerdung lehrend, Wunder übend, und leidend gewandelt, und für uns alle am Kreuze gestorben sey; an die Entweihung der Kirche des heiligen Grabes; an die Gewaltthätigkeiten gegen Betende; an die Forderung von Gelderlage für die Gewährung des Anblickes von Jammer und

Elend; an die Verfolgungen und Bedrückungen der Gläubigen; an die Mißhandlungen und Ermordungen der Priester. Einer solchen Schmach dürften die christlichen Brüder nicht länger preisgegeben bleiben; jeder solle sich selbst verläugnen, und um Christi willen Christi Kreuz auf sich nehmen; aufhören müsse alle Uneinigkeit zwischen Christen, die nur das Gedeihen des Christenthums verhindere; jeder solle seinen ganzen Muth und alle seine Kräfte der heiligen Sache weihen, und zur Vergebung seiner Sünden nach der Glorie der Martyrer ringen ohne Furcht vor persönlicher Gefahr, voll Vertrauen auf Gott den Herrn, der seine Streiter nicht verlasse; ohne Furcht vor Hunger und Durst, und andern Drangsalen, weil das himmlische allem Irdischen vorgehe; ohne Wanken bei dem Jammern derjenigen, von denen man scheide, weil die schützende Gnade Gottes mit ihnen sey."

Alle Zuhörer brachen zugleich in den lauten Ruf aus: „Gott will es! Gott will es!" Diese drei Worte: „Gott will es!" bildeten den einfachen, rührenden Ausdruck des wundersamen Einklanges aller Herzen der Gläubigen. Der Papst erhob sie zum Feldgeschrei der Christen in diesem heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen, gebot ihnen, als ein Sinnbild der Kraft und Demuth das Kreuz zu tragen, und sprach seinen Segen aus über Alle, die sich diesem heiligen Unternehmen anschließen würden, mit seinem Fluche bedrohend jeden Feind desselben.

Der Erste, welcher den Papst sogleich fußfällig um

die Erlaubniß bat, ein Kämpfer für den Herrn werden zu dürfen, und seinen Segen hiezu erflehte, auch beides erhielt, war Ademar von Monteil, Bischof von Puy; der zweite aber Bischof Wilhelm von Orange. Die Meisten von den Priestern und Weltlichen dieser Versammlung folgten augenblicklich ihrem Beispiele. Hierauf fielen alle Pilger andächtig auf ihre Knie, und der Papst gab über alle die Generalabsolution, nachdem ein Cardinal im Namen derselben die Beichte abgelegt hatte. Endlich waren alle Hände beschäftiget, an der rechten Schulter ein rothes Kreuz zu befestigen, zum Abzeichen des gemeinsamen christlichen Bundes, zur Befreiung des gelobten Landes und des heiligen Grabes aus der Gewalt der Ungläubigen.

Die Pilger schienen nach ihrer Ankunft zu Hause keinen andern Beruf mehr zu kennen, als Gefährten zu dem heiligen Zuge zu werben, was der Wirkung ihrer eigenen Begeisterung auf eine hinreissende Art gelang. Bischöfe und Priester predigten das Kreuz von den Kanzeln; Weltliche zogen umher, und gewannen Anhänger durch das Feuer einer göttlichen Eingebung. Ein so gewaltiger Umschwung aller Verhältnisse, ein so allgemeines und bereitwilliges Lostrennen von den süßen Gewohnheiten des Lebens, von irdischen Gütern, Aussichten, Hoffnungen, Bequemlichkeiten, war noch nie erhört, nie gesehen worden; der Mann schied von seinem Weibe; die Eltern verließen ihre Kinder; der Bauer ließ Pflug und Egge unberührt; die Hirten kümmerten

sich nicht mehr um ihre Heerden; aus den einsamen klösterlichen Zellen traten Mönche und Nonnen, sich dem Zuge anzureihen; Alt und Jung, jedes Geschlecht wollte Theil nehmen an dem heiligen Werke der Erlösung. Aus reiner Begeisterung für diese nahm gewiß eine überaus große Zahl von Christen das Kreuz; da aber eine so erhabene Reinheit und Uneigennützigkeit der Gesinnungen bei der Mehrzahl der Menschen nicht zu finden ist, so läßt sich wohl denken, daß bei dieser auch noch andere Beweggründe mitwirkten.

Die blutigen Fehden der Ritter unter sich waren durch den Gottesfrieden bedeutend vermindert worden, welcher bei schwerer Strafe der Kirche geboten wurde. Der ritterliche Muth hatte nur noch beschränkte Gelegenheiten, im Kampfe zu glänzen. Gegen die Ungläubigen konnte nun die Tapferkeit Ruhm und Ehre in Fülle ernten; ein Kreuzzug erschien den Rittern als eine Ehrensache ihres Standes. Viele sehnten sich nach dem Zuge in fremde Länder, absonderlich in das gelobte Land, von dem sie schon so viel Wunderbares von ihren Priestern vernommen hatten; viele hofften durch Beute oder Handel sich zu bereichern; viele trieb ein veränderlicher Sinn fort, der nur im Wechsel des Gewöhnlichen sich glücklich fühlt; viele wähnten, weil andere fortzogen, müßten sie es auch so machen, wollten sie nicht für muthlos gelten. Endlich gab es auch noch eine Menge Leute, welche mit der bittersten Armuth kämpften, von strengen Gebietern harte Begegnung er-

dulden mußten, oder die schwere Bürde eines Ordens nicht länger tragen mochten, der hartnäckigen Mahnungen ihrer Gläubiger überdrüssig wurden, oder mit schuldbeladenem Gewissen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entfliehen wünschten.

Ein solches Gemisch von Kreuzfahrern, die meisten ohne Kriegszucht, ungeübt im Gebrauche der Waffen, die sie zuvor nie geführt hatten; nicht geeignet, einem wilden, so kriegerischen Volke, wie die Türken, nachhaltigen Widerstand zu leisten; einander selbst oft durch die Verschiedenheit der Sprachen unverständlich und entfremdet, bot schon im Beginne wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolges. Vergebens wollte der Papst, daß nur ganz brauchbaren, mit den Waffen vertrauten Weltlichen, die Aufnahme gestattet werde, und daß kein Priester sich unterfangen solle, ohne Erlaubniß seiner Vorgesetzten, eigenmächtig von den kirchlichen Verpflichtungen zu scheiden; es lag nicht mehr in seiner Macht, das Fortwogen des Menschenstromes, dessen Schleußen er selbst geöffnet, dessen Richtung nach dem Morgenlande er selbst angeordnet hatte, durch irgend einen Damm zu beschränken. Diese von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des eilften Jahrhunderts bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts unternommenen Kreuzzüge, mit ungeschwächter Begeisterung in dem langen Zeitraume von zwei hundert Jahren, haben das Leben von Millionen Menschen verschlungen, und zwar eine engere Verbindung der europäischen Völker veranlaßt, das Em-

porblühen des Bürgerstandes begünstiget, durch Ausdehnung des Handelsverkehres in Europa die Städte bereichert, und durch Verbreitung einer großen Anzahl neuer Kenntnisse und Künste genützt; aber den eigentlichen Zweck dieser Unternehmungen haben sie nicht dauernd erreicht. Dennoch bleiben jene zwei Jahrhunderte höchst lehrreich; dennoch leben in der Geschichte ruhmwürdig fort jene Millionen Blutzeugen der ewigen Wahrheit: daß die christliche Religion die Herzen der Gläubigen mit unversiegender heiliger Begeisterung zu entflammen vermöge.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der deutsche Engel.

Im Hafen zu Genua, der in Gestalt eines Halbkreises sich um die Stadt zieht, welche die Prächtige heißt, herrschte das regeste Leben. In dem innern kleinen Hafen, Darsena genannt, lagen viele Schiffe, welche zur Ueberfahrt der Kreuzfahrer in das gelobte Land ausgerüstet wurden. Die Unternehmer beschäftigten hiebei eine große Menge müssiger Kreuzfahrer, die dadurch ihren Lebensunterhalt sich verdienten. In der Regel waren dieß ordentliche, verlässige Leute, solche die es für eine Schande hielten, mit gesunden und geraden Gliedern arbeitscheu in der Stadt und Umgegend zu betteln. Handwerker unter den Pilgern: Zimmer-

leute, Sailer, Schlosser, Binder, Schmiede, u. s. w. hatten vollauf zu thun; Andere, keines Handwerkes kundig, leisteten Dienste als Gehülfen, oder schleppten Vorräthe aller Art auf die Schiffe. Unter diesen war auch Golo, der sich durch seiner Hände Arbeit redlich fortbrachte. Genovefa benützte manche Stunde der Nacht, um kunstvolle Blumenstickereien anzufertigen, welche bei den vornehmen Damen der Stadt den besten Absatz und reichliche Bezahlung fanden. Sie war gar nicht im Stande, die vielen Nachfragen und zahlreichen Bestellungen zu befriedigen, theils aus nöthiger Schonung ihrer Augen, theils aus Mangel an Zeit, indem sie ganze Tage im Spitale für erkrankte Kreuzfahrer und Kreuzfahrerinnen zubrachte, um sie aus christlicher Barmherzigkeit, wie in unsern Tagen die edelmüthigen barmherzigen Schwestern, zu warten und zu pflegen, mit ihnen zu beten, und sie zu trösten. Von tausend und tausend Lippen ertönte der Ruf ihres segenvollen Wirkens; sie war bald nur unter dem Namen: „der deutsche Engel,“ bekannt. Viele Frauen und Mädchen der Stadt und unter den Kreuzfahrern, folgten ihrem frommen Beispiele, baten sie um Unterricht und Belehrung in der Pflege der Kranken, und unterstützten eifrig ihr wohlgefälliges Wirken.

Lange schon hatte Golo einen Pilger bemerkt, der auf einem Ecksteine des Dammes saß, und ihn aufmerksam betrachtete, so oft er mit seinen beladenen Karren bei ihm vorüberkam. Endlich blieb er vor ihm stehen,

und fragte ihn: „Hast Du sonst nichts zu thun, als mich anzugaffen?“

„Vor der Hand nicht,“ erwiederte der Gefragte, „bis ich mich von meinem Erstaunen über Deine Unvorsichtigkeit ein wenig erholt habe.“

„Wie so?“ fuhr Golo fort.

„Warum machst Du Dich nicht durch Verkleidung unkenntlich?“ fragte jener; „warum entstellest Du nicht durch eine dunkle Farbe Dein Gesicht? Warum hüllest Du Dich nicht in ein Pilgergewand, und drückest den Hut tief in die Stirne, damit kein forschendes Auge erfahre, daß Du der berüchtigte Golo bist, der die arme Gräfin Genovefa an der Pforte eines Nonnenklosters, worin sie Schutz suchen wollte, grausam ermordete, den Martin erschlug, der herbeieilte, um sie aus Deinen Mörderhänden zu befreien, und seine Genossen und andere gutmüthige Holzhauer, welche zu seinem Beistande kamen, mit blutenden Köpfen heimschickte? Du erinnerst Dich vielleicht meiner nicht mehr, und hast mich wohl auch kaum gesehen in jener Nacht, da Du dem Ebereker und seinen Leuten, zu denen ich gehörte, den Weg in das Schlafgemach des Grafen Siegfried zeigtest. Nun, ich heiße Severin. Schau mich nur nicht so wild an! Ich denke nicht daran, Dich zu verrathen; was ich gesagt habe, war gut gemeint; ich wollte Dich nur warnen; denn es thäte mir doch im Grunde des Herzens leid, wenn das rothe Kreuz auf Deiner Schulter dennoch Deinen Hals nicht vor dem Stricke schützen könnte.“

„Ich danke Dir, Severin, für Deine wohlgemeinte Warung,“ versetzte Golo; „sie ist aber überflüssig gewesen, weil die Sache sich ganz anders verhält, als Du sie vernommen hast.“ Und nun erzählte er ihm sein Abenteuer von dem Tage an, wo er mit Genovefa, Martin und den übrigen Räubern vom Eberecker schied; bis zur Zeit ihrer Ankunft in Genua. „In jener Stadt,“ sagte er, „wohin uns das Reitergeschwader der Kreuzfahrer brachte, als es unsere Rettung an der Pforte des Nonnenklosters vollbracht hatte, erholte sich Genovefa bald, rechtfertigte in ihrer Aussage vor den Rittern und dem Gerichte mein Benehmen, und erklärte mich mit Freudenthränen als den Retter ihres Lebens mit eigener höchster Lebensgefahr; ich vergaß aber nicht, auch die tapfere Beihülfe Anselm's zu rühmen. Damit begnügte sich das Gericht, welches nicht einmal nach unsern Namen fragte, weil der tägliche große Andrang von Kreuzfahrern ohnehin zahllose Geschäfte veranlaßte. Vergebens warteten wir lange Zeit auf die Ankunft des Grafen Hugo von Vermandois, dessen Abreise, wie wir hörten, durch die verwegene Entführung seiner Tochter verzögert werde. Endlich kam wieder einer von seinen Rittern als Anführer eines Zuges von Kreuzfahrern, und erzählte: die Räuberburg des Eberecker sey durch einen hineingeleiteten Bergstrom zerstört worden, nachdem wenige Augenblicke zuvor Schmerzenreich mit Adelen von einer Felsenhöhe in den Rhein gesprungen. Herbeigeeilte Kähne hätten

die junge Gräfin glücklich gerettet, der muthige Schmerzenreich aber seinen Tod in den Fluthen des Stromes gefunden. Mit den Leichen des Eberecker und vieler Räuber, und mit vielen andern Gegenständen, welche die Gewalt des alle Höhlen ausspühlenden Wassers, durch die Bucht in den Rhein schwemmte, habe man auch die ganze Kleidung des Grafen Siegfried fortschwimmen sehen, und darum vermuthet, daß man ihn früher ermordet, ausgezogen, und in irgend einen Abgrund des Räubernestes geworfen habe. „Genovefa," fuhr Golo fort, empfing die traurige Nachricht von dem schmerzlichen Verluste ihres Gemahles und Sohnes, mit standhafter, christlicher Ergebung in den Willen Gottes, und nach Vergießung der bittersten Thränen, welche die allgütige Vorsehung dem menschlichen Elende gleichsam als Balsamtropfen zur Heilung von Seelenleiden beigegeben hat, nahm sie das Kreuz; ich und Anselm, ihre treuen Diener, folgten ihrem Vorbilde. Wir begaben uns mit dem nächsten Zuge nach Genua, wo wir der baldigen Ankunft des Grafen Hugo entgegensehen, mit dem wir uns zur Fahrt in das gelobte Land einschiffen werden."

„Wenn dieß alles wahr ist, was Du mir da erzählest," entgegnete Severin, — „und ich will Dir's auf's Wort glauben, wenn ich die Gräfin Genovefa mit meinen eigenen Augen sehen kann, — so hab' ich Dich zur glücklichen Stunde getroffen, um ein Bote des Trostes zu seyn. Graf Siegfried lebt! Er

hatte seine Kleider abgelegt, um in unscheinbarer Bettlertracht mit den übrigen Gefangenen zu entkommen, welche der Ebere**cker**, ohne Aussicht eines Lösegeldes zur Schonung seiner Vorräthe, in einen entfernten festen Thurm bringen ließ, die jedoch alle, unter dem Schutze der Belagerer, ihre Freiheit erhielten. Auf die falsche Nachricht von Genovefa's Ermordung, am ganzen Rheine hinunter verbreitet, und des unglücklichen Todes seines geliebten Sohnes Schmerzenreich in den Fluthen des Rheines, nach Adelens gelungener Rettung, brachte er zu Siegfriedsburg seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung, übertrug einem alten verwandten Ritter in der Nähe die Verwaltung der Grafschaft, und schloß sich jenen 15,000 Pilgern nach dem heiligen Grabe an, welche der fromme Einsiedler, Peter von Amiens, durch unermüdliches Predigen am Rhein um sich versammelt hatte. Zur Zeit, da ich die Ufer des Rheines verließ, war Schmerzenreich's Leiche noch nicht gefunden; man hat alle Winkel durchspäht, ohne Erfolg. Dennoch möchte ich darauf wetten, daß er noch lebt; denn viele glaubwürdige Männer haben ausgesagt, es sey ihnen im Frankenlande, dem einen früher, dem andern später, ein Jüngling begegnet, ganz so aussehend, wie er beschrieben wurde. Dasselbe bezeugte ein heimgekehrter Mann aus der Grafschaft Siegfried's, welcher betheuerte: er habe unterwegs an einer Feldkapelle einen jungen Menschen, ein hölzernes Kreuz in der Hand, das er recht oft innig küßte, auf seinen

Knieen liegen, und andächtig beten sehen, von erstaunlicher Aehnlichkeit mit Schmerzenreich, daher ich glaube, daß —."

„Sieh, dort an der Spitze des Dammes," unterbrach ihn Golo, „ist Genovefa so eben aus dem Feldspitale getreten, welches zur Aufnahme, Verpflegung und Heilung kranker Seeleute aller Völker und Religionen errichtet wurde. Auch an diesem Leidensorte wirket die fromme Gräfin mildthätig. Nur ihrer sorgfältigsten Bemühung ist es gelungen, den jungen Hamed, den einzigen Sohn des Sultans Mosta Abul Kasem von Aegypten, von einer schweren Kopfwunde herzustellen, die er im Kampfe mit einem Genueserschiffe erhielt. Er wurde zum Gefangenen gemacht. Gegen Christensclaven ausgewechselt, segelt er heute in seine Heimath zurück, in jenem ägyptischen Schiffe, welches dort unten vor Anker liegt. Was seh' ich! Auch Hamed und sein Begleiter! Vermuthlich reisen sie jetzt schon ab. Laß uns näher treten!"

Den Augen der herbeigeströmten Zuschauer bot sich nun ein rührender Anblick. Hamed's Mienen und Bewegungen zeigten Gefühle der innigsten Dankbarkeit, die er auch in Worten betheuerte, welche ein zu Genua als Dolmetsch dienender Jude erklärte. Der Jüngling drückte den Wunsch aus, seiner Retterin einst Beweise seiner Dankbarkeit geben zu können, worauf ihm Genovefa sagen ließ: „Was sie an ihm gethan, sey nur eine allgemeine Christenpflicht; wolle er aber ihr Herz

erfreuen, so möge er die einzige Bitte ihr erfüllen, nach seiner Ankunft in Aegypten gegen die armen Christensclaven Barmherzigkeit zu üben, und üben zu lassen, so viel er es vermöge. Dieß gelobte auch Hamed, und schied mit Thränen in den Augen von der Gräfin, und ging langsam die steinerne Dammtreppe hinab zur Barke, die ihn an Bord des Schiffes brachte. Die Anker wurden gelichtet; ein günstiger Wind schwellte die Segel, und noch in weiter Ferne sah man den Jüngling eine weiße Fahne auf dem Verdecke grüßend schwingen, bis das Schiff immer kleiner zu werden, und zuletzt nur mehr einer Möve zu gleichen schien, die über den Meeresspiegel hinstreicht.

„Selig sind die Barmherzigen, Frau Gräfin," sagte Golo leise zu Genovefa, „denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"

„Im Himmel," erwiederte sie, die Hände faltend, und mit demüthigem Blicke zum ewigen Dome emporschauend.

„Dießmal schon hier auf Erden," fuhr jener fort. „Faßt Euch, gnädige Frau, und vernehmet eine frohe Botschaft aus dem Munde dieses Pilgers mit derselben unerschütterlichen Fassung, die Euch den Schmerz eines traurigen Gerüchtes so standhaft ertragen ließ."

Das Lächeln eines verklärten Engels schwebte auf den Lippen der frommen Frau, im Wiederstrahle des Thränenthaues auf den Wangen.

„So Gott will," sagte sie, „lebt auch mein lieber

Schmerzenreich noch; vielleicht führt die Gnade der Vorsehung den Gatten und Sohn im gelobten Lande wieder in meine Arme."

„Ich habe Euch überall gesucht, gnädige Frau Gräfin," sagte Anselm, athemlos herbeigerannt, „um Euch zu berichten, daß der Vortrab des Grafen Hugo von Vermandois schon im Anzuge ist."

Nach dieser erfreulichen Botschaft ging Genovefa mit den drei Männern in die Stadt zurück, und während Anselm mit Verwunderung Severin's Neuigkeiten hörte, kniete Genovefa in der Kirche, um Gott für die Gnaden dieses Tages aus dem Grunde ihres Herzens zu danken.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der erste Kreuzzug.

Zu dem erhabenen Zwecke der Befreiung des gelobten Landes und des heiligen Grabes zu Jerusalem, erhob sich zwar die ganze Christenheit, so zu sagen, wie Ein Mann; doch die Begeisterung allein, wie groß sie auch seyn mochte, konnte den Mangel eines gekrönten Oberbefehlshabers, und somit der Einheit der Maßregeln, nicht ersetzen. Von den vornehmen Fürsten, Grafen und Herren, welche mit zahllosen bewaffneten Kreuzfahrern angezogen kamen, wollte jeder unabhängig befehlen; nur

bei den wichtigsten Ereignissen, oder in bedrängten Lagen, dem Ausspruche der Mehrzahl in einem allgemeinen Kriegsrathe sich fügen. An die Spitze des Kreuzzuges zu treten, waren die drei mächtigsten Monarchen verhindert: Kaiser Heinrich IV. durch seine Fehde mit dem Papste; König Philipp von Frankreich durch den Kirchenbann wegen gesetzwidriger Scheidung von seiner Gemahlin, und Schließung einer andern Ehe, und Wilhelm II., König von England, durch mißtrauendes Verzagen an dem glücklichen Erfolge eines so gefährlichen Vorhabens. Dem Papste wurde die oberste Führung des Kreuzzuges auf eine feierliche Weise angeboten; er übernahm sie aber nicht, als unvereinbar mit seiner Pflicht, für das Heil der ganzen Christenheit zu sorgen, nicht aber diese durch persönliche Theilnahme an einem einzelnen Unternehmen zu vernachläßigen; dagegen wählte er zu seinem Stellvertreter den Bischof Ademar von Puy.

Aber groß ist die Zahl edler Fürsten und berühmter Namen, die sich mit Freuden als Mitarbeiter an dem heiligen Werke meldeten, und nicht nur ihr eigenes Leben im Kampfe mit fanatischen Feinden und verheerenden Seuchen wagten, sondern auch in Bezug auf Hab und Gut, zur Förderung des großen Zweckes, außerordentliche Opfer nicht scheuten.

Unter diesen Helden leuchtete voran, durch Mäßigkeit, Milde, Frömmigkeit, Freigebigkeit, Wohlwollen, uneigennütziges Benehmen, Sittenreinheit Tapferkeit und seltene

Körperkraft, durch einen Kranz ruhmwürdiger Vorzüge: Gottfried von Bouillon, Sohn des Eustachius, Grafen zu Boulogne, und der heiligen Ida, Schwester des Herzogs Gottfried von Lothringen, ein großer, schöner Mann von einnehmendem Aeußern, dunkelblonden Haaren, und ausserordentlicher körperlicher Kraft. Um sich die nöthigen Mittel zur Ausrüstung seines Heeres zu verschaffen, trat er sein Stammschloß Bouillon dem Bischofe Albert von Lüttich für die Summe von 1500 Mark Silbers ab, unter der Bedingung, daß es einem seiner drei unmittelbaren Nachfolger frei stehen solle, das Schloß wieder einzulösen. Mit ihm zogen seine Brüder Balduin und Eustachius, und sein Neffe Balduin von Ram.

Die Mächtigsten von den übrigen Führern dieses ersten von den sieben Kreuzzügen, die im Laufe von zwei Jahrhunderten unternommen wurden, waren noch: Graf Robert von der Normandie, Sohn und Erbe des kriegerischen Geistes seines Vaters, Wilhelms des Eroberers, Bruder vom Könige Wilhelm dem Rothen von England, an Rang und Reichthum höher gestellt, als Gottfried, aber unter ihm an Erhabenheit des Geistes und der Tugenden; für die Zeit von fünf Jahren ließ er seinem Bruder Wilhelm die Normandie gegen Bezahlung von 10,000 Mark; ferner: Robert, Graf von Flandern, vor zwölf Jahren vom heiligen Grabe zurückgekehrt, als Augenzeuge von den Leiden der Christen ein begeisterter Ermahner zum Kreuzzuge; Hugo,

Graf von Vermandois, Bruder des Königs Philipp von Frankreich, der Vornehmste unter den Pilgern; Graf Stephan von Blois und Chartres; Graf Raimund von Toulouse, den kein Fürst Frankreich's an Macht und Reichthum übertraf, der heiligen Sache die Mehrzahl seiner Güter opfernd; der kühne und schlaue Bormund, Fürst von Tarent, und endlich das unerreichte Vorbild aller Kreuzritter, Tancred, Neffe des Bormund, ein Löwe in der Schlacht, ein Lamm in gottesfürchtiger Frömmigkeit, bescheiden, wachsam, nüchtern, im Dienste unermüdlich. Unermeßlich war die Zahl der übrigen Ritter und Edlen, die aus Deutschland, Italien, Frankreich, England, und vielen andern Ländern der Christenheit sich eingefunden hatten, um an dem Kreuzzuge nach Jerusalem, unter irgend einem höhern Führer ihrer Pflicht oder Wahl, Theil zu nehmen. Es war am Tage Maria Himmelfahrt, am 15. August 1096, als der erste Kreuzzug, unter der Anführung des Gottfried von Bouillon und der übrigen Heerführer, zur heiligen Pilgerfahrt aufbrach, und zwar in verschiedenen Abtheilungen nach verschiedenen Richtungen, um die Truppen leichter verpflegen zu können, alle aber in schönster Haltung und mit dem einer so hohen Bestimmung würdigen Glanze. Gottfried führte 80,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferd; ihnen folgte ein unendlicher Troß von Weibern und Kindern, zum Zehren, nicht zum Wehren. Während die Grafen Hugo von Vermandois und Robert von der Normandie ihre Wege durch Italien nach Grie-

chenland wählten, zog Gottfried durch den Süden von Deutschland und durch Ungarn. Zu Constantinopel mußten sie dem griechischen Kaiser Alexius den Lehenseid schwören, der den Gottfried feierlich zum Sohne oder Cäsar annahm, und im Frühlinge des Jahres 1097 das ganze Heer über den Bosporus nach Asien schiffen ließ; dort wurde am Schlusse des Monates April, an den Grenzen des türkischen Reiches, über die Kreuzfahrer der Christenheit des Abendlandes große Musterung gehalten; die Zahl der Streiter, der Weiber, Kinder und Priester, betrug gegen 600,000 Menschen.

Mit dem Falle von Nicäa, der Hauptstadt des seldschukischen Sultans von Rum, war die erste Waffenthat der Kreuzfahrer gegen die Türken vollbracht. Dann zogen sie nach Phrygien, schlugen am 4. Juli den Sultan Kilidsch Arslan, und gingen über Antiochia, Iconium, durch die Engpässe des Taurus nach Tarsus in Cicilien, wo Balduin seinen Bruder Gottfried verließ, durch die Eroberung von Edessa viele Christen aus der Sclaverei befreite, und ein selbstständiges fränkisches Fürstenthum errichtete, Edessa genannt, dessen Grenzen er durch Sieg ausdehnte, und dessen Besitze er durch die Wahl einer armenischen Christin zur Gemahlin die nöthige Dauer zu verschaffen wußte, wie es denn auch bis zum Jahre 1142 ein fester Wall gegen die nordöstlichen Völker geblieben ist. Allein durch das eigennützige Streben Einzelner, der eigenen Habsucht zu fröhnen, mußte natürlich das Hauptunternehmen wesentlich leiden.

Der Herbst neigte sich schon zu Ende, als Gottfried mit seinem Heere zur Belagerung von Antiochia, einer damals befestigten Hauptstadt von großem Umfange, nach Syrien zog. Neun Monate lang mußten die Belagerer mit Hunger und Elend aller Art, mit den sie umschwärmenden Feinden, und mit Zerwürfnissen in ihrer eigenen Mitte kämpfen. Nur durch den Verrath des Armeniers Pyrrhus, der den türkischen Glauben angenommen, und einen seiner Obhut übergebenen Thurm dem Vormund geöffnet hatte, konnten sie sich der Stadt bemächtigen, am 3. Juli 1098. Ihre Freude hierüber war jedoch von kurzer Dauer. Mit einem unermeßlichen Heere umgürteten die von den Kreuzfahrern besetzte Stadt, die Fürsten Korloga von Mosul und Nisibis, Dekak von Damaskus, Dschanaheddaula von Emesa, und viele andere vornehme Führer. Ein viel größeres Elend als zuvor, beugte nun die eingesperrten Sieger, und brach selbst den Muth vieler Edlen, welche, von unritterlicher, schmählicher Furcht hingerissen, sich heimlich an Stricken über die Mauern herabließen und entflohen. Sie wurden mit dem Schimpfnamen „Strickläufer“ gebrandmarkt. Durch pfadlose Gegenden, von zahllosen Gefahren bedroht, irrten sie lange umher, fielen zum Theil unter dem Schwerte feindlicher Streifschaaren oder in Sclaverei, und nur wenige erreichten Alexandrette; mit mindern Beschwerlichkeiten aber jene, die sich zur Flotte begaben, und sie zur eigenmächtigen Fahrt dahin ver-

leiteten. Viele, gleich feig zum Bleiben und zur weiten Flucht, retteten ihr eidbrüchiges Leben durch den Abfall vom christlichen Glauben. Die Zurückgebliebenen in der belagerten Stadt baten nun Vormund, die Leitung des Ganzen zu übernehmen, und gelobten ihm, seinen Befehlen unbedingt zu gehorchen. Sogleich begann eine nie bemerkte Thätigkeit; nur Pilger, deren Muth erprobt war, erblickte man auf den gefährlichsten Posten, und die Furchtsamen wurden zu Arbeiten und an Orten verwendet, wo sie zur Flucht keine Möglichkeit fanden. Dennoch wollte sich keine Aussicht auf Rettung zeigen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Walther von Habenichts und sein Tod.

Nach dem Sprunge Schmerzenreich's mit Adelen von der Platte der Räuberburg, auf Leben und Tod, tauchte der kühne Jüngling mit dem Fräulein bald wieder auf die Oberfläche des Stromes empor, und vernahm die tröstenden, hastigen Ruderschläge nahender, rettender Kähne. Es war die höchste Zeit; denn Adele hatte ihn durch die Art, wie sie ihn umklammerte, des freien Gebrauchs der Arme beraubt. Mühsam mußte er sich gegen den Strom zu halten suchen, bis ihm Hülfe gebracht wurde, um nicht vom Strome fortgerissen und überwältiget zu werden. Glücklich hoben die Rettenden Adelen in einen Kahn, welche sich von einem flüchti-

gen Schwinden ihrer Sinne bald wieder erholte. Dem Manne, der das eine Ende einer Stange dem Schmerzenreich mit über Bord gestrecktem Leibe reichte, glitt in dem Augenblicke, da dieser es faßte, das andere aus der Hand, und das hochgehende Gewässer wälzte den Jüngling fort. Der Schrecken über diesen traurigen Zufall raubte den Lenkern des Kahnes die Geistesgegenwart; inzwischen trieb Schmerzenreich immer stromabwärts, ohne jedoch die Stange fahren zu lassen, die ihn gegen das Untersinken schützte. Bei einer Krümmung des Rheines riß ihn die heftige Strömung ziemlich nahe an das Ufer; plötzlich fühlte er sich mit einem Hacken am Gewande gepackt, und an das Land gezogen.

Hier hatten Fischer, die ihn gerettet, schon allerlei Gegenstände aufgehäuft, die der Bergstrom aus den Höhlen der Räuberburg in den Rhein schwemmte; hier lag auch der Hausrock, welchen Schmerzenreich's Vater getragen, als er in die Gewalt des Eberecker gerieth; bei dem Anblicke dieses Kleidungsstückes brach der Jüngling in bittere Thränen aus, in dem festen Glauben, Simon sey entweder hinsichtlich der gelungenen Rettung seines Vaters getäuscht, oder dieser auf der Flucht eingeholt, zurückgebracht, entkleidet und ermordet worden.

„Warum weinst Du denn?“ fragte ihn ein alter Fischer. „Kennst Du den Mann, dem dieser Rock gehörte?“

„Er war mein größter Wohlthäter,“ antwortete

Schmerzenreich, der sich nicht als Sohn zu erkennen geben wollte, weil er nicht wissen konnte, ob diese Fischer freundlich oder feindlich gegen ihn gesinnt seyen. „Graf Siegfried von Siegfriedsburg war's," fuhr er fort, „dem dieser Rock gehörte, und den wahrscheinlich der böse Eberecker getödtet hat. Traget diesen Rock nach Siegfriedsburg; Ihr werdet gewiß eine gute Belohnung dafür erhalten!"

„Graf Siegfried?" fragte der Fischer. „Gott tröste ihn, wenn er nicht mehr lebt! Er war ein guter, mitleidiger Herr! Aber die Frau Gräfin, die fromme Genofeva, ist wohl gar ein leibhafter Engel gewesen. Ist doch jammerschade, daß sie ein so schreckliches Ende nehmen mußte.

„Todt?" fragte Schmerzenreich erbleichend, indem er den Arm des Fischers faßte.

„Ihr habt also nichts davon gehört?" erwiederte der Fischer. „Ich kann's Euch genau sagen, wie dieß zuging."

Und nun erzählte er dem Jünglinge das nämliche Gerücht, das auch Severin dem Golo zu Genua mitgetheilt hatte.

In wortlosem Schmerze bedeckte Schmerzenreich sich mit den Händen seine Augen, faltete sie dann, mit dem Ausdrucke der Selbstverläugnung unaussprechlichen Grames zum Himmel emporschauend, und stürzte in das Dunkel des Waldes.

Eben hatten die Fischer die Reste ihrer dem Strome entrissenen Beute hinter schirmende Gebüsche geschleppt,

als ein Ritter mit mehrern Reisigen eilig angesprengt kam, fragend: „ob nicht ein junger Mensch, lebendig oder todt, auf dem Wasser bei ihnen vorbeigeschwommen wäre?“

„Nein!“ antwortete der alte Fischer mit unbefangener Entschlossenheit; die Wahrheit hätte ihm schlimme Früchte gebracht, irgend einem stolzen Ritter gegenüber, der kein anderes Recht übte, als die Gewalt. Ein „Ja!“ des Fischers würde die Nachfrage nach dem Geretteten, und da dieser schon fort war, dem Fischer so lange den Aufenthalt in einem Burgverließe, bis der Gerettete wieder gekommen wäre, auch die Durchsuchung seiner Hütte und Umgebung, die Wegnahme der aufgefischten Gegenstände, und die Bestrafung hiewegen, zuletzt überdieß, ob dem Verdachte, einer aus Raubsucht verübten Tödtung und heimlichen Verscharrung des vermißten Jünglings, ein trauriges Geschick veranlaßt haben.

Graf Siegfried hatte seine Grafschaft und sein Schloß Siegfriedsburg zum letztenmale vor seiner Pilgerfahrt besucht, und war schon seit vierzehn Tagen davon fortgezogen, als der alte Fischer in das Gemach des Paters Norbert trat, den Rock des Grafen übergab, und die Rettung des Jünglings erzählte, der, nach des Fischers Beschreibung, und nach allen zusammentreffenden Umständen, kein anderer seyn konnte, als Schmerzenreich. Er vermuthete auch, derselbe werde aus tiefer Betrübniß über den Verlust von Vater und Mutter, das Kreuz genommen haben. Vater und Sohn

lebten! Dieser Trost belebte den frommen Burgcaplan und den treuen Wolf, so wie die gräfliche Dienerschaft und alle Unterthanen Siegfried's mit der Hoffnung, daß auch die verbreitete Botschaft von Genovefa's Ermordung durch Golo, nur ein leeres Gerücht seyn dürfte.

Viele Tage lang war Schmerzenreich durch Wälder und Auen gewandelt, als er eines Morgens, auf einer Eiche erwachend, in deren Krone er sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, rings um ein überlautes, verwirrtes Getöse von Menschenstimmen vernahm. Er rieb sich die Augen, und sah, daß der ganze Wald von Kreuzfahrern wimmelte, die wohl so eben angekommen waren; denn alle Hände waren geschäftig, auf freien Räumen Feuer zu machen, aus nahen Quellen Wasser in Kesseln herbeizuschleppen, und ein Mahl zu bereiten. Gerade als sich Schmerzenreich vom untersten Aste auf den Boden schwang, rief eine Männerstimme hinter ihm: „Kannst gut klettern, Junge! Woher des Weges, und wohin?"

„In den Tod!" antwortete Schmerzenreich, schaute um, und erblickte einen Pilger, unter dessen halboffener Kutte der Brustharnisch hervorblitzte. Er lehnte sich nachlässig auf sein Schwert, umgeben von mehrern Dienern, mit einem wohlgenährten, behaglichen Gesichte den Jüngling betrachtend.

„Kurz gefaßt!" sagte er lachend. „Warum willst Du denn sterben?"

„Weil ich Vater und Mutter verloren habe," entgegnete Schmerzenreich.

Der Ritter lachte laut auf, und äußerte: „Wenn Alle sterben wollten, die Vater und Mutter verloren haben, würden die Ueberlebenden fast lauter Kinder seyn. Wie willst Du es denn machen, um in den Tod zu gehen?"

„Kreuzfahrer werden!" antwortete Schmerzenreich.

„Hast Du Geld?"

„Gar keines!"

„Nun, dann bleib nur bei mir," versetzte der Ritter, und lachte wieder aus vollem Halse, „Du bist gerade an den rechten Mann gekommen. Ich heiße Walther, und weil ich nichts habe, nennt man mich Habenichts. Das ist zum Lachen! Wenn ich nichts habe, so haben doch Andere etwas, und dann fehlt es mir auch nicht. Komm, iß und trink mit mir, damit Du siehst, daß ich kein Habenichts bin; auf den Bäumen ist's luftig; da bekommt man Hunger und Durst. Auch ein Pilgerkleid will ich Dir verschaffen; es gibt auch Reuige unter den Kreuzfahrern, die nächtlicher Weile ihre Kutten ablegen, und wieder heimlaufen; daran ist also kein Mangel, obwohl die Listigen unter den Abfallenden gleich auch die Kutten mitnehmen, wahrscheinlich um ein Andenken an ihr aufgegebenes Kreuzfahrerleben nach Hause zu bringen. Nach Deinem Namen und Herkommen will ich gar nicht fragen; für mich heißest Du Tod, und für mich ist Dein Herkom-

men dort vom Baume herab. Wein her, Wein, für Walther von Habenichts und seinen Tod!" So scherzte er noch während des Mahles fort.

Mit Peter von Amiens, Walther von Habenichts, dem rheinischen Priester Gottschalk und dem Laienbruder Volkmar, waren in vier Haufen etwa 200,000 Pilger ausgezogen, die sich über das bedächtig vorbereitende, lange Zaudern der Fürsten ärgerten. Alle von diesen als unbrauchbar Ausgeschiedenen, gesellten sich zu jenen. Kein Eigenthum achtend, vielmehr Räuber als Kreuzfahrer zu nennen, kamen die meisten durch Hunger und Seuchen, oder durch das Schwert der Ungarn und Bulgaren um. Mit dünnen Schaaren erreichten nur Peter von Amiens und Walther von Habenichts die Stadt Constantinopel, kommend und wieder abziehend zu verschiedener Zeit, daher es geschah, daß Schmerzenreich seinen Vater nicht treffen konnte, der kurz vor ihm mit Peter aus Deutschland aufgebrochen war. Kaiser Alexius ließ sie über den Bosporus nach Bithynien überschiffen, wo die Deutschen, Franzosen und Italiener miteinander in Streit geriethen; dieß vollendete ihren Untergang; die Türken in Nicäa schlugen und vernichteten die einzelnen, mit der Kriegführung nicht im mindesten vertrauten Haufen. Walther von Habenichts fand, was er im Scherze geahnet, — seinen Tod; mit ihm fiel die Mehrzahl seiner Gefährten; die übrigen wurden in die Sclaverei geschleppt. Unter denen, die Peter von Amiens zur

eiligen Rückkehr nach Constantinopel zusammenraffte, höchstens 3000 von 200,000 Pilgern, befand sich auch Schmerzenreich, der später an das Heer des Gottfried von Bouillon sich anschloß.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die heilige Lanze.

Durch die Straßen von Antiochia rannte ein junger Pilger mit flatternden Haaren, und fragte ängstlich jeden Pilger, der ihm begegnete: „wo er den Priester Petrus Bartholomäus finden könne?“ Niemand wußte ihm Bescheid zu geben. Dieser junge Pilger war Schmerzenreich. Endlich fragte er auch den Grafen Raimund von Toulouse. „Warum?“ entgegnete dieser. „Euch will ich die Ursache gestehen, edler Graf,“ antwortete Schmerzenreich; „denn Ihr werdet diesen Priester schon zu finden wissen. In dieser Nacht träumte mir, der heilige Apostel Andreas sey mir dreimal erschienen, jederzeit befehlend: „Gehe hin, und sage dem Priester Petrus Bartholomäus, er soll seinen Traum dieser Nacht nicht vergessen.“

Graf Raimund staunte; denn eben kam er vom Bischofe von Puy, bei welchem sich der genannte Priester befand, und erzählt hatte: es sey ihm in dieser Nacht im Traume der heilige Apostel Andreas mit dem Auftrage erschienen, den Fürsten zu sagen, daß in

der Kirche des Apostels Petrus jene Lanze vergraben sey, womit einst die Seite Jesu Christi durchbohrt worden wäre. Der Graf nahm Schmerzenreich sogleich in die Wohnung des Bischofes, und ließ ihn das Gesagte wiederholen. Das edle offene Antlitz des Jünglings verbürgte die Wahrheit seiner Aussage. Auf des Bischofs Frage nach seinem Namen, bat er, ihn erst nennen zu dürfen, wenn er sich desselben durch irgend eine große That zum Besten des heiligen Zweckes würdig gemacht habe. Einen ganzen Tag lang gruben zwölf Männer vergebens nach dem Kreuze; Petrus und Schmerzenreich, dieser sein kleines hölzernes Kreuz in der Hand, stiegen in die Grube. Schmerzenreich betete mit der innigsten Andacht, als er plötzlich bemerkte, daß die Spitze seines Kreuzes in der Richtung, wohin er es eben neigte, zu leuchten schien. „Hier grabet! Hier muß die Lanze seyn!“ rief er. Petrus, der in der Grube ohne Schuhe und im bloßen Hemde um den Beistand des Himmels gefleht hatte, hob bald darauf die Lanze aus der von Schmerzenreich bezeichneten Stelle. Eine ungewöhnliche Begeisterung ergriff alle Pilger bei dem Anblicke dieses Wunders, das ihnen den Sieg verkündete.

Um diesen kriegerischen Aufschwung der Gemüther zu benützen, boten die Führer des christlichen Heeres dem feindlichen Fürsten Korboga Unterhandlung zu billigen Bedingungen an. Dieser wollte von keiner andern hören, als von der Annahme des Glaubens Mahom-

meds, für welchen Fall er ihnen reiche Ländereien, Macht, Rang und Ansehen versprach. Rüstungen zur Schlacht war die stumme Antwort der Belagerten, welche am 28. Juni beichteten und das heilige Sacrament empfingen, sodann mit dem Reste kaum halbbekleideter, schwacher, ausgehungerter Fußgänger, und der geringen Zahl von 300 noch kampffähigen Reitern, einen Ausfall auf das gewaltige, im Ueberflusse schwelgende Heer der belagernden Türken wagten. Auf der höchsten Zinne der befestigten Stadt, gegen Sonnenaufgang, war die so wundersam gefundene Lanze aufgepflanzt, umkniet von betenden Priestern im reichsten Kirchenschmucke, und von weißgekleideten, unschuldigen Kindern. Im Wiederstrahle der hellleuchtenden Sonne schien die Lanze zu glühen, und die ganze Gruppe von einer überirdischen Glorie umgeben. Bei diesem Anblicke vermutheten die Feinde Zauberei; denn ein so armseliger Haufe, meinten sie, könne sonst unmöglich einen Angriff auf sie unternehmen. Ein panischer Schrecken ergriff sie; die Christen siegten so vollkommen, daß sie das ganze Lager der Seldschukiden eroberten, die schönsten Pferde, Schlachtvieh, Lebensmittel in ungeheuern Vorräthen, und allerlei Kostbarkeiten. Die äusserste Noth verwandelte sich plötzlich in den äussersten Ueberfluß. Schmerzenreich kämpfte tapfer an Tancred's Seite.

„Sieh, dort schleppen feindliche Reiter Christensclaven davon," rief Tancred; „auf, sie zu befreien!" Der kühne Held sprengte mit Schmerzenreich und einigen

Rittern auf jene los. Ihre geringe Zahl verachtend, stellten sich ihnen die meisten feindlichen Reiter in einer dicht geschlossenen Reihe entgegen, ganz wider ihre gewöhnliche Art zu fechten, indem sie stets in flüchtigen Schwärmen anzugreifen, und sich zu vertheidigen pflegten. Tancred bemerkte sogleich, daß sie dieß thaten, um inzwischen hinter dieser Reihe die Christensclaven ermorden zu lassen, die von ihren Henkern bereits an den Schultern gepackt, und auf die Knie nieder gedrückt wurden. „Durchgebrochen!“ schrie Tancred, und stürzte mit eingelegtem Speere mitten unter sie, daß sie wie Spreu im Winde auseinander stoben. Dankbar sanken die geretteten Christensclaven zu den Füßen ihrer Befreier. Die Schlacht war aus, kein Feind mehr zu sehen. „Bist Du nicht Golo, der Mörder meiner Mutter?“ fragte Schmerzenreich einen der Christensclaven, den er zuvor lange aufmerksam betrachtet hatte.

„Seyd Ihr nicht, — ja, bei Gott, Ihr seyd der Junker Schmerzenreich!“ erwiederte der Gefragte. „Wohl bin ich Golo, aber nicht der Mörder, sondern der Retter Eurer Mutter.“

„Wo ist meine Mutter?“ fragte Schmerzenreich mit kummervoller Miene.

„Bei dem Schiffbruch zu Durazzo,“ antwortete Golo, „der das Leben des Grafen Hugo von Vermandois bedrohte, wurde ich von ihr und meinen zwei Gefährten getrennt, — Anselm und Severin, die dort stehen, und Euch alles bezeugen können, —

während ich besinnungslos am Strande lag.“ Beide Männer bestätigten nicht nur sogleich diese Angabe Golo's, sondern konnten auch nicht genug rühmen, wie treu und furchtlos er sich der armen verlassenen Gräfin angenommen habe.

„Ach, die Mutter in der Sclaverei, oder vielleicht auch schon todt, und der Vater ermordet von den Blutgesellen des Eberecker! Welch ein trauriges Geschick!“ seufzte Schmerzenreich. „Tröstet Euch, Junker,“ sagte Severin; „Euer Vater verlor sein Leben nicht in der Räuberburg; ein glaubwürdiger Kreuzfahrer hat mir erzählt, daß er ihn mit Peter von Amiens vor einem Zelte in Bithynien habe sitzen sehen, ehe dieser von den Türken zur Flucht nach Constantinopel gezwungen wurde.“

Diese Nachrichten erfüllten Schmerzenreich mit neuen Hoffnungen, mit neuem Troste.

Nach dem feierlichen kirchlichen Siegesfeste, überließen sich die so wunderbar befreiten Pilger Antiochia's, nicht achtend die Warnungen des Bischofes Ademar von Puy, einem unmäßigen Genusse der erbeuteten Lebensmittel, wodurch, nach der körperlichen Schwächung durch lange, harte Noth, begünstiget von einer ungewöhnlich starken Sonnenhitze, eine verheerende Seuche ausbrach, deren schmerzlich beweintes Opfer auch der fromme Bischof Ademar wurde, den die Pilger mit großem Trauergepränge in der Kirche des heiligen Petrus in die Fundstätte der heiligen Lanze be-

gruben. Sein Erkranken wurde, um die Kreuzfahrer nicht zu entmuthigen, so lange geheim gehalten, bis er in die letzten Züge griff.

Bald verbreitete sich die Kunde, Graf Hugo von Vermandois liege am gleichen Uebel so schwer darnieder, daß er wohl bald dem Bischofe nachfolgen werde. Allgemeine Menschenliebe, und noch der besondere, verzeihliche Wunsch, den Vater der von ihm geretteten Adele, wo möglich dem drohenden Tode zu entreißen, bewogen Schmerzenreich, um Zutritt zu dem Krankenlager des Grafen zu bitten, der ihn vorließ, als er hörte, ein Jüngling stehe vor der Thüre, welcher hoffe, ihm das Leben erhalten zu können. Tancred stand trauernd neben dem Kranken; den Jüngling erblickend, fragte er, sich verwundernd: „Bist Du nicht der Nämliche, dem der heilige Andreas im Traume erschien, und der so tapfer an meiner Seite gegen die Feinde gefochten hat?" „Der bin ich," antwortete Schmerzenreich; „doch sprecht nicht von meiner Tapferkeit; neben Tancred kann ich nicht tapfer heißen, sondern nur meine Pflicht thun!" Lang und aufmerksam betrachtete er den Kranken. „Du zweifelst wohl selbst schon an meiner Rettung?" fragte Hugo. „Nein, ich zweifle nicht," antwortete der Jüngling; „denn ich vertraue auf Gott; mit seiner Gnade hoffe ich das heftige Fieber zu heben, das in Euren Adern wüthet." Hierauf goß er aus einem kleinen silbernen Gefäße genau gezählte Tropfen in eine Schale, und reichte sie ihm. „Trinkt,

Herr Graf," sagte er; „Ihr werdet einen langen Schlaf thun; sorgt, daß Euch Niemand wecke; Ihr werdet genesen erwachen." „Sag mir Deinen Namen, und Deine Herkunft," fuhr Hugo fort, „damit ich dann Dich rufen lassen kann, zur verdienten Belohnung." „Mein Name trägt nichts bei zu Eurer Heilung," versetzte Schmerzenreich, „und eine Belohnung werde ich nicht annehmen. Damit Ihr aber nicht glauben möget, daß ich meines Namens mich zu schämen brauche, will ich ihn dem Ritter Tancred nennen, sobald ich über Eure Schwelle trete. Nun trinkt!"

Am andern Morgen erwachte Hugo so kräftig, daß er sein Lager verlassen konnte. Als Tancred ihm sagte, sein Retter heiße Schmerzenreich, war der Graf ganz freudetrunken, und erzählte, wie der kühne Retter seiner Tochter nun auch das Leben ihres Vaters gerettet habe. Vergebens wurde der Jüngling überall gesucht; er hatte sich unfindbar versteckt, und kam erst am fünften Tage wieder zum Vorschein, als Graf Hugo, theils wegen seiner überstandenen Krankheit, theils aus Aerger über das eigennützige Bestreben einzelner Fürsten, erbliche Fürstenthümer zu gründen, und sich wenig um den heiligen Hauptzweck des Kreuzzuges zu bekümmern, mit vielen unzufriedenen Rittern in seine Heimath aufgebrochen war, nicht ohne zuvor seinen Retter Schmerzenreich dem besondern Wohlwollen Tancred's und Gottfried's von Bouillon dringend empfohlen zu haben.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Belagerung von Jerusalem.

In zwei Abtheilungen, aber in lang getrennten Zwischenräumen, erhoben sich endlich die Kreuzfahrer zum Zuge nach Jerusalem; am 24. November 1098 verließen Raimund von Toulouse, Herzog Robert von der Normandie, Boemund und Tancred, der den Schmerzenreich zu seinem Edelknaben gewählt hatte, die Stadt Antiochia; erst im März 1099 folgten ihnen Herzog Gottfried von Lothringen, Graf Robert von Flandern, und die übrigen hohen Führer, über Laodicäa, Gibellum, Maraclea und Tortosa nach Arca, wo die beiden Heere zusammenstießen; dann nach Tripolis; von da am 4. Mai 1099, immer das Meer entlang, um in der Nähe der christlichen Flotte zu seyn, über Byblus, Maus, Berytus, Sidon, rechts von Sarepta über den Leontes nach Tyrus, durch die Ebenen von Accon nach Cäsarea, wo am 29. Mai das Pfingstfest gefeiert wurde, links von Joppe über Eleutheria, Lidda und Ramla nach Nicopolis, bekannter unter dem biblischen Namen Emaus, wo bald darauf christliche Boten aus Bethlehem mit der dringenden Bitte um schnellen Beistand zum Schutze ihrer neuen, prächtigen Kirche gegen die Sarazenen, die demnächst zur Verstärkung der Besatzung Jerusalems ankommen würden. Tancred kam, von Schmerzenreich

gefolgt, mit hundert auserlesenen Rittern; nach einem andächtigen Gebete an der Krippe, worin der Erlöser als Kind gelegen, ritten sie gegen Jerusalem, Tancred und Schmerzenreich sogar an den Mauern vorüber durch das Thal Josaphat bis zum Oelberge, von wo sie, von ausfallenden Sarazenenschwärmen bedroht, zu den Gefährten zurücksprengten.

Die von den Rittern erhaltene Kunde von dem genossenen Anblicke Bethlehems und Jerusalems, entflammte die Pilger mit heiliger Ungeduld; sie spürten keine Ermüdung, sie gönnten sich keine Rast, bis sie endlich den Gipfel des Berges erklommen, und in der Ferne die heilige Stadt vor Augen hatten. Ohne mehr der ausgestandenen Leiden zu gedenken, und der grimmigen Widerstandswuth zahlloser Feinde in der Stadt, stürzten alle Pilger auf ihre Knie, bedeckten den Boden mit Küssen, und sangen, mit Freudenthränen in den Augen, Loblieder zu Ehren des Heilandes.

Der Sultan von Aegypten, der Eroberer Jerusalems durch seinen Vezier Avdal zur selben Zeit, da die Kreuzfahrer Antiochia nahmen, hatte die Vertheidigung Jerusalems seinem Befehlshaber Isttikhar Eddaulah übertragen, und dieser die Verstärkung der Thürme und Mauern, die Aufhäufung von Lebensmitteln, Waffen und Vertheidigungsmitteln aller Art, die meilenweite Verwüstung der ohnehin unfruchtbaren Gegend, und die Verbannung aller verdächtigen Christen vollzogen, welche mit denjenigen, die aus Furcht ihren

Glauben abgeschworen hatten, den sie reumüthig wieder zurücknehmen wollten, zu den anrückenden Pilgern flohen.

Mehr als 40,000 bewaffnete Mann vertheidigten Jerusalem, welches sich auf vier Bergen erhebt, auf zwei größeren: Zion und Acra, und auf zwei kleineren: Moria und Bezetha, während die Kreuzfahrer kaum halb so viel Streitbare zu Fuß, und nur 1500 Reiter zählten. Die Belagerung wurde von den Fürsten am nächsten Tage nach ihrer Ankunft am 7. Juni 1099 in der Richtung gegen Mitternacht und gegen Abend begonnen, und der gefährlichste Posten vor der Burg Davids vom Herzoge von Lothringen und seiner Heeresabtheilung bezogen; an seine Linke reihten sich Tancred mit Schmerzenreich, und der Graf von Toulouse; ferner der Graf von Flandern, und nördlich dem Stephansthore gegenüber, stand Graf Robert von der Normandie, theils um die ohnehin schwachen Kräfte nicht zu zersplittern, theils wegen der Unmöglichkeit einer Erstürmung, wo höhere Berge die Stadt schützten, wurde die Belagerung derselben von der Ost- und Südseite gar nicht versucht.

Nur mit der äußersten Anstrengung gelang es den Pilgern, am fünften Tage der Belagerung durch einen allgemeinen Sturm die erste Mauer zu erobern. Sogleich aber verschwanden die Feinde hinter der zweiten, viel höheren. Die muthigsten Angriffe hatten keinen Erfolg; tollkühn auf Leitern Emporklimmende zerschellten in der Tiefe. Es war augenscheinlich, daß man die Stadt

nicht ohne die nöthigen Werkzeuge zu einer Belagerung einnehmen konnte; allein die ganze Umgegend trug keine hiezu brauchbaren Bäume. Glücklicherweise zeigte den Pilgern ein syrischer Christ einige Meilen von Jerusalem bei Neapolis ein Thal mit ziemlich tauglichen Baustämmen, und noch längere fand Tancred in einer großen Höhle versteckt, wohin ein Streifzug ihn zufällig führte, und wo sie seit der ägyptischen Belagerung Jerusalems lagen. Nun wurde sogleich thätig an den erforderlichen Maschinen gearbeitet, und die Arbeiter erhielten ihren Tagelohn aus den freiwilligen mildthätigen Beisteuern der Pilger, da die Fürsten nicht im Stande waren, sie zu bezahlen, mit Ausnahme des reichen Grafen von Toulouse, der außerdem auch noch eine Menge Ritter mit baarem Gelde unterstützen konnte. Dagegen scheuten weder Hohe noch Geringe die anstrengendsten persönlichen Dienstleistungen zum baldigen Gelingen des Werkes. Die Belagerten ließen sich aber in ihrer behaglichen Ruhe nicht stören, in der Voraussicht des nahen Verderbens der Kreuzfahrer durch ein bereits begonnenes schreckliches Uebel, durch — Wassermangel.

Weithin waren die wenigen Bäche in der größten Sonnengluth ausgetrocknet, andere Quellen von den Feinden sorgfältig vernichtet worden. Aus einer Entfernung von sechs Meilen mußte das Trinkwasser in Schläuchen auf Lastthieren, im beständigen Kampfe mit umschwärmenden Arabern auf ihren flüchtigen Rossen, in das Lager geschleppt werden, zu dessen Bedarfe es

nie genügte, und daher theuer bezahlt wurde; jeder wollte sich zuerst versorgen, und der Stärkere behielt Recht. Bald sanken Pferde und Lastthiere anderer Art verlechzend hin; der Gestank faulender Thierleiber verpestete die Luft; da kein Schatten gegen die glühenden Strahlen der Sonne und die versengenden östlichen Winde schützte, fielen die Menschen wie Mücken zu Boden, die eingebrochenen Augen noch bis zum letzten Athemzuge zu den kleinen Wolken am Himmel, welche fortwährend die Hoffnung auf einen erquickenden Regen täuschten, empor wendend. Vergebens bedeckten die Pilger mit frisch ausgegrabener Erde sich die Brust, um Kühlung zu bekommen; die körperliche Gluth dörrte bald die Schollen aus; vergebens tranken sie Blut, und leckten den Thau von den Steinen, weil diese Mittel nur noch in höherem Grade den Durst erregten, den sie für ein weit gräßlicheres Uebel hielten, als den zu Antiochia ausgestandenen Hunger. Diesen Qualen zu entgehen, flüchteten sich viele Pilger zum Jordan, viele gegen Joppe; aber nur wenige erreichten ihr Ziel; die meisten fanden den Tod unter feindlichen Schwertern. Manche wehklagten, daß ihnen die Heimkehr in die Heimath, und der Eintritt in die heilige Stadt Jerusalem, gleichmäßig versagt sey; mühsam schleppten sie sich oft noch bis an die Mauern, und erkauften das kurze, süße Bewußtseyn, sie doch geküßt zu haben, mit ihrem Leben, das sie unter den Steinwürfen der Belagerten verloren.

Wo des Menschen Noth am größten, da ist Gottes Hülfe am nächsten.

Die Herzen aller Pilger wurden durch die frohe Kunde neu ermuthiget, daß eine Flotte, zu Genua mit tapfern Kriegern bemannt, und beladen mit Lebensmitteln, Wein und Vorräthen aller Art, im Hafen von Joppe bereits glücklich vor Anker liege, und daß jene Krieger kaum den Augenblick erwarten könnten, Gefahren und Ruhm mit den kühnen Kreuzfahrern im gelobten Lande zu theilen. Ritter Waldemar Karpinell erhielt den Auftrag, mit dreißig Mann einen sichern Weg nach Joppe für Raimund Piletus, aus dem Gefolge des Grafen von Toulouse, aufzusuchen, der mit 80 Reitern und dem nöthigen Fußvolke zum Empfang und Geleite der Angekommenen sich nach Joppe begeben sollte. Der Vortrab unter Waldemar Karpinell war aber nahe daran, zwischen Lidda und Ramla einem weit überlegenen feindlichen Ueberfalle Leben oder Freiheit opfern zu müssen, als gerade noch zur rechten Zeit Raimund Piletus mit seinen Leuten erschien, um jene Bedrängten zu befreien, und die Feinde theils niederzuhauen, theils gefangen zu nehmen, und theils in die Flucht zu jagen. Wohlbehalten erreichten sie nun das von seinen eigenen Einwohnern zerstörte Joppe, die aus Furcht vor den Kreuzfahrern entflohen waren. Von der Burg aus beschützten sie die Ausschiffung der Pilger und der mitgebrachten Vorräthe, und kaum waren die Genueser damit fertig, als auch

schon die weit zahlreichere ägyptische Flotte von Ascalon heransegelte, mit welcher es jene nicht aufzunehmen wagten; von den leeren Schiffen, die sie erbeutete, gelang es nur einem einzigen, nach Laodicea zu entschlüpfen. Mit lautem Jubel wurden von den Kreuzfahrern vor Jerusalem die neuangekommenen Pilger begrüßt, welche sich unter den Befehl des Grafen von Toulouse stellten; da sie geschicktere Kriegsbauverständige und weit vollkommenere Werkzeuge mitbrachten, so waren die nöthigen Sturmgeschütze bald vollendet.

Nun erkannten aber auch die Belagerten die immer drohendere Gefahr, und rafften sich aus ihrer bisherigen Unthätigkeit auf. Aufmerksam betrachteten sie von der höher liegenden Stadt herab, auf welche Weise die Pilger ihre Maschinen bauten, und machten die ihrigen eben so, aber noch weit haltbarer, weil sie viel bessere Materialien dazu benützen konnten. In der Stadt mußten die Christen selbst mithelfen zur Vernichtung ihrer eigenen christlichen Brüder vor den Thoren, und im christlichen Lager wurden feindliche Gefangene zu den mühsamsten und gefährlichsten Arbeiten verwendet.

Es ereignete sich nicht selten, daß die Sarazenen durch das östliche Thor in das Thal Josaphat ausfielen, und einzelne Pilger tödteten, oder gefangen in die Stadt schleppten. Deßwegen wurde nun auch der Oelberg besetzt. Von dieser Verfügung nichts wissend, fielen zwei ägyptische Boten, ohne Besorgniß vor irgend einer Gefahr, den Christen in die Hände; der erste ward so-

gleich niedergestoßen, der zweite aber, schwer bedroht, gestand, daß ein mächtiges ägyptisches Heer in vierzehn Tagen ankommen werde, um den Belagerten Hülfe zu bringen. Er hatte gehofft, mit diesem Verrathe sein Leben zu erkaufen, sich aber getäuscht; denn man band ihm Hände und Füsse, und schleuderte ihn mit einem Wurfgeschosse in die Stadt, dessen Schwungkraft jedoch zu schwach war; in der Nähe der Mauer, und fast sie streifend, stürzte er auf Felsenzacken herab und endete mit zerschmetterten Gliedern auf eine schmerzliche Weise.

Im Kriegsrathe der christlichen Fürsten war man der einstimmigen Meinung, daß Jerusalem vor der Ankunft des ägyptischen Heeres erstürmt werden müsse. Um hiezu den Segen des Himmels zu erflehen, machte das ganze Kreuzfahrerheer einen Betgang in die Kirche der Mutter Gottes im Süden der Stadt, von da zum Oelberge, voran die Bischöfe und Priester, feierliche Gesänge anstimmend, alle in glänzenden Rüstungen und Festgewändern. Die Sarazenen, welche sich diese erhabene kirchliche Andacht nicht erklären konnten, trieben ihren Spott, und schossen mit Pfeilen auf jene Pilger, die den Mauern zu nahe kamen. Die Kreuzfahrer ließen sich aber nicht stören, und Peter von Amiens und Arnulph, der Caplan des Grafen von der Normandie, entflammten durch salbungsvolle Predigten auf dem Oelberge die Pilger mit so heiliger Begeisterung, daß alle, die miteinander im Zwiste lebten, sich öffentlich versöhnten und umarmten, wozu Tancred

und der Graf von Toulouse das erste edle Vorbild gaben. Die Pilger lagen, Freudenthränen weinend, einander in den Armen, und wie der Donner des Himmels erscholl des ganzen Heeres einmüthiges Gelübde: Sieg oder Tod!

Nach dem Ende der feierlichen Handlung betrieben die Christen mit rastloser Thätigkeit die Anstalten zum Sturm. Im Dunkel der Nacht ließen der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern, und Robert von der Normandie, nachdem der Sturm auf den andern Tag bestimmt war, die Maschinen mit der größten Mühe in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegen, und auf der Morgenseite, auf einem flacheren Boden, einer minder hohen Mauer gegenüber, wieder ineinander fügen. Zu diesem klugen Wechsel ihrer Stellung fanden sich jene hohen Führer durch die Ueberzeugung veranlaßt, daß sie von ihrem bisherigen Standpunkte aus einem ungleich heftigeren Widerstande der höheren Mauern, der zahlreicheren Vertheidiger, und der gewaltigeren Kriegswerkzeuge begegnen würden. Sie standen nun zwischen einem viereckigen Stadtthurm zu ihrer Linken, und dem Stephansthore rechts.

Als die Belagerten in der Morgendämmerung das Lager des Herzogs nicht mehr erblickten, verwunderten sie sich über seinen Abzug, wurden aber bald von ihrer Einbildung geheilt, ihm Furcht eingejagt zu haben, indem sie von seinen Kriegsmaschinen auf einer noch gefährlicheren Seite sich bedroht sahen. Der Graf von Toulouse hatte bedeutende Kosten nicht gescheuet, um

durch das Ebnen des Bodens zwischen den Stadtmauern und seinem Thurme, diesem die ungehinderte Annäherung an dieselben zu erleichtern. In der Gestalt und Einrichtung glichen sich die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von Toulouse vollständig; sie waren hoch, hatten vier Seiten, und vorne eine Doppelwand von sehr dicken Brettern, die erste als Fallbrücke auf die Mauern verwendbar, die zweite, mit Thierhäuten überzogen, als ein Bollwerk der Angreifer gegen feindliche Pfeile, Steinwürfe und Feuerbrände.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Jerusalems Eroberung.

Die Kreuzfahrer begannen den Sturm mit einem Hagel von Pfeilen und gewaltigen Steinen aus ihren Wurfgeschützen, deren Wirkungen aber durch die von den Sarazenen zur Abwehre angebrachten Säcke voll Stroh, durch eine Menge Bündel Reiser und Strauchwerks, vereitelt wurden. Kampfgier riß die Pilger zu den Mauern hin; unter herabgeworfenen Steinen und Balken fanden sie Wunden und Tod; Flammen loderten an den Maschinen, angefacht von brennenden Pfeilen, Schwefelgluth und siedendem Oele, von den Belagerten herabgegossen. Die Pilger mußten alle ihre

Kräfte bloß zur Löschung des überall aufwirbelnden Feuers anstrengen, um nur die nächste Gefahr desselben zu bezwingen. Die Kriegserfolge des ersten Tages boten wahrlich keine erfreuliche Aussicht auf das Gelingen der Unternehmung; nur der vertrauende Aufblick der Christen nach einem heiligen Kreuze, das die Spitze des Thurmes Gottfried's von Bouillon schmückte, und gegen welches die Feinde vergebens ihre Wurfgeschosse entsendeten, ermuthigten sie zu standhafter Ausdauer. Innerhalb und außerhalb der Mauern, schärfte die Besorgniß eines nächtlichen Ueberfalles die Augen der Wachen, und theils übermäßige Abmühung, theils peinigende Sehnsucht nach der Entscheidung des kommenden Tages, vergönnte nur einzelnen Kreuzfahrern die geringe Stärkung eines flüchtigen Schlummers in den Räumen der Thürme.

Mit dem Grauen des Morgens erhoben sich die Pilger zu neuen Sturmversuchen, wüthend über den alle ihre Anstrengungen lähmenden Widerstand der Belagerten am vorigen Tage; diese sahen wohl ein, daß der Kampf über Leben und Herrschaft entscheiden werde. Sie hatten demnach ein letztes Rettungsmittel ersonnen, einen Balken von ungeheurer Länge und Dicke, gleich den Stacheln eines Igels starrend von spitzigen Nägeln und Eisenklammern, durchflochten von ölgedrängtem Werg, umwunden mit Stroh, begossen mit siedendem Peche und Wachse; angezündet schleuderten sie ihn mit dem Aufwande einer unermeßlichen Kraft gegen den Thurm

des Herzogs von Lothringen, dessen Vertheidiger sich vergebens anstrengten, ihn loszumachen, da eine eiserne Kette, die ihn umgürtete, jenseits der Mauer befestiget war. Kein Wasser löschte die verzehrenden Flammen; durch frühere Erfahrungen belehrt, hatten die Anführer der Pilger für großen Essigvorrath gesorgt, der endlich das Feuer stillte. Sieben Stunden waren seit dem Beginne des Kampfes verflossen, den nun viele Pilger aus Erschöpfung aufgeben mußten. Selbst die Siegeshoffnung der Grafen von der Normandie und von Flandern schien schon gebrochen, da sie das Verschieben des Sturmes bis zum nächsten Tage beantragten. Auch die Streiter des Herzogs von Lothringen wollten nicht mehr Stand halten, und ein wildes Jubelgeschrei der Feinde verkündete ihren Rettungsfreudentaumel.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke erschien ein Ritter von hoher, majestätischer Gestalt auf dem Oelberge, gegen die Stadt seinen ungeheuern Schild haltend, der von überirdischem Glanze strahlte. Da rief Gottfried mit lauter Stimme: „Schauet hin auf den Oelberg! Gott sendet uns einen Engel aus den himmlischen Heerschaaren zu Hülfe!“ Dieser Anblick entflammte die frommgläubigen Pilger mit neuer Begeisterung; Kranke rafften sich zum Kampfe auf, Weiber wollten mit den Waffen in der Hand zum heiligen Werke mitwirken. Gewaltige Steinblöcke schleuderten die Kreuzfahrer über die Mauern, von denen einer zwei Zauberinnen und

drei sie begleitende Mädchen zerschmetterten, an deren Beistand die verzweifelnden Sarazenen sich gewendet hatten. Eine Stunde reichte hin, in die äußere Mauer eine Sturmöffnung zu brechen, den Boden zu schleifen, und den Thurm des Herzogs an die zweite Mauer zu bringen. Die früheren Vertheidigungsmittel der Feinde: Säcke, Reiser, Stroh, Balken, u. s. w. wurden nun, an die Mauern hangend, und von den Pilgern angezündet, ihr Verderben; denn ein den Christen günstiger Nordwind jagte Rauch- und Flammenwirbel den Belagerten in's Gesicht, daß sie schier Augenlicht und Athem verloren.

Nun donnerte die Fallbrücke vom Thurme des Herzogs von Lothringen auf die feindliche Mauer, und bahnte, von Balken gestützt, den Anstürmenden den Uebergang. Aus dem mittlern Stockwerke stürzten mit blanken Schwertern zuerst auf die Mauer: Schmerzenreich, zwischen zwei Brüdern aus Flandern, Rudolph und Engelbert, dicht hinter diesen Golo, Anselm und Severin, zum Schutze des heldenmüthigen Jünglings. Die tapfersten Kämpfer unter den Sarazenen hatten sich an dieser gefährlichen Stelle geschaart, um mit vereinter Kraft den Sturm abzuschlagen, an ihrer Spitze der riesenhafte Befehlshaber des ägyptischen Sultans, Iftikhar Eddaulah, der mit dem höhnischen Rufe: „Fahr hin, Knabe!" einen furchtbaren Hieb gegen Schmerzenreich führte. Schirmend fing ihn Golo mit seinem Schwerte auf, konnte ihn aber

nur schwächen, nicht ablenken. Er sausete durch den Brustharnisch des Schmerzenreich, der eben mit dem linken Fuße auf einem Pechflecken ausglitt, und hätte ihm die Brust gespaltet, würden ihn nicht die beiden zähen Holzstäbe des kleinen hölzernen Kreuzes auf seinem Herzen geschützt haben. Eben holte der furchtbare Gegner schnell zum zweiten Hiebe aus, als Schmerzenreich unter dem Panzerhemde desselben, oberhalb der linken Hüfte, eine Blöße erspähte, durch welche er ihm sein Schwert bis an das Heft in den Leib stieß, daß er mit dröhnendem Schlage zusammenbrach. Ein Wehgeheul seiner Gefährten erscholl. Mit freudiger Bewunderung auf den jungen Sieger weisend, sagte Tancred zum Herzoge Gottfried und dessen Bruder Eustachius, mit denen er eben aus dem zweiten Stockwerke auf die Mauer eilte: „Das ist der Schmerzenreich!" Neben ihm lagen getödtet Anselm und Severin, ihr wildes Räuberleben versöhnend durch den ruhmvollen Tod für die heilige Sache. Ueber die Mauer, und durch das mit Streitäxten eingehauene Stephansthor, strömten nun die andern Ritter und gemeinen Pilger, rufend: „Gott hilft! Gott will es!" in das Innere der Stadt wie verheerendes Lava eines feuerspeienden Berges.

Während die Belagerten auf dieser Seite überwunden wurden, hätten sie auf einer andern beinahe den Sieg über den Grafen von Toulouse errungen, dessen bereits aus seinen Fugen weichender Thurm, kei-

nen Vertheidiger mehr zu tragen vermochte. Der Graf erstaunte nicht wenig über das unvermuthete Anerbieten der von ihrer Niederlage bereits in Kenntniß gesetzten Feinde, ihm den Thurm Davids zu übergeben, wenn er ihnen freien Abzug nach Ascalon verbürge, was der Graf sehr gerne bewilligte. Sechszehn von seinen Leuten, die mit unbezähmbarer Hast sich durch das Thor in die Stadt drängten, wurden in der Schwibbogenhalle desselben von den eigenen Kampfgefährten erdrückt.

Die Belagerten waren lange der Meinung, nur ein Theil der Kreuzfahrer sei in die Stadt gedrungen, und die Mehrzahl derselben dem ägyptischen Heere entgegengezogen, das zum Entsatze bereits im Angesichte von Jerusalem erschienen sei. Die Anführer der Sarazenen mögen wohl diese Nachricht verbreitet haben, um den gesunkenen Muth ihrer Krieger bis zur äußersten Ausdauer anzuspornen. Deßwegen wälzte sich ein wildes ungeregeltes Kämpfen durch die Straßen fort, und an Tancred's Seite focht Schmerzenreich mit dem Muthe und der Gewandtheit eines erfahrenen Ritters. Als sie am Hause des Pilatus vorüberkamen, wo der Kreuzweg oder die Schmerzensstraße beginnt, und 94 Schritte weiter eine nördlich ausmündende Nebenstraße erreichten, trieben aus dieser die Feinde eine große Schaar von Christensclaven vor sich her, die sie den anstürmenden Kreuzfahrern wie einen allgemeinen Schild entgegenwerfen wollten. Sie kamen jedoch zu spät, da die Pilger und Sarazenen bereits miteinander

im blutigsten Handgemenge waren. Der Zug der Christensclaven stockte, und plötzlich schrie einer von ihnen: „Schmerzenreich! Schmerzenreich!“ beide Hände nach ihm ausstreckend. „Vater! Vater! rief der Jüngling, der ihn augenblicklich erkannte, obgleich er von langen Leiden und harter Behandlung entstellt war. „Tancred! Mein Vater, mein wiedergefundener Vater, Graf Siegfried von Siegfriedsburg! O hilf mir ihn retten!“ schrie Schmerzenreich verzweiflungsvoll, Tancred's Arm fassend; denn wurde der Vater nicht augenblicklich gerettet, so konnte ihm die nächste Minute den Tod bringen.

Tancred's gebietendes Halt! wurde von den rachsüchtigen und beutegierigen Kreuzfahrern nicht geachtet, welche gleich wilden Ebern in blinder Wuth vorwärts drängten; schon sah Schmerzenreich nur noch die Fingerspitzen der emporgestreckten Hände seines Vaters, da donnerte Tancred zum zweitenmale, sein gepanzertes Schlachtroß wendend, Halt! mit eingelegter Lanze, und seine ritterlichen Gefährten folgten seinem Beispiele, so, daß dieses plötzliche Anhalten wie ein ungeheurer Stoß auf alle Nachströmenden wirkte. An einen Ausdruck der Freude des Wiedersehens war nicht zu denken; einige Ritter wurden beauftragt, mit einer Schaar von Kreuzfahrern alle diese Christensclaven, deren türkische Treiber bereits die Flucht ergriffen hatten, zur Kirche des heiligen Grabes zu geleiten. Nach Schmerzenreich's Willen mußte Golo zum Schutze

des Vaters sich ihnen anschließen, dem er alle Vorfälle der Zwischenzeit erzählen konnte.

Aus der Kirche des heiligen Grabes tönte das feierliche: „Herr, erbarme Dich unser!“ jener Christen, welchen von den Sarazenen gestattet war, in Jerusalem zu verweilen. Bei dem Anhören dieses Gesanges ergriff ein so gewaltiger Schrecken die Ungläubigen, daß sie allen geregelten Widerstand aufgaben, sich in die Häuser flüchteten, gegen zehn tausend aber in den Tempel, gebaut von dem Chalifen Omar, an der mittäglichen Seite des Berges Moria, mit Mauern und bedeckten Gängen umgürtet. Hier fanden sie keine Sicherheit. Die Kreuzfahrer drangen rächend in diese Räume, und das Schlachten währte, bis die Treppen unter rauchendem Blute standen, und der von zerstückten Leichen aufsteigende Qualm die Sinne der Sieger verwirrte, und sie von dieser Mordstätte in das Freie jagte. Hierauf wurde die Synagoge zum Scheiterhaufen aller Juden, die darin Schutz gesucht hatten; kein einziger entrann den Flammen. Nach der Auflösung des Heeres der Ungläubigen in einzelne Trümmer, durch die Tapferkeit der Kreuzfahrer, bildeten diese, zur Befriedigung ihrer Habsucht und Rache, gesonderte Schaaren, die ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, in unglaublichen Gräuelthaten raseten. Die Winkel der fernsten Straßen blieben nicht leer von Leichen; in den bewohnteren Gegenden der Stadt lagen sie aufgethürmt wie Bauholz; überall trat man auf zerstückte Körper-

theile; das herzzerschneidende Aechzen und Winseln der Sterbenden ließ sie so ungerührt, wie das Lispeln von Baumblättern. Bei dem schon vor der Eroberung Jerusalem's getroffenen Uebereinkommen, daß nach derselben jedem dasjenige unbestritten gehören solle, dessen er sich bemächtigen könne, war die blinde Habsucht natürlich gar nicht zu sättigen.

Nicht einmal so viele Sarazenen, von 70,000 überlebten ihre Landsleute, um diese begraben zu können; sie bedurften der Beihülfe armer Christen. Ganze Hügel von Leichen wurden in die Flammen geworfen, um das Entstehen von Seuchen zu verhüten, und die Asche noch gierig durchwühlt, ob sie nicht unter ihrer grauen Decke Kostbarkeiten berge.

Während der Rachsucht wehrlose Opfer geschlachtet wurden, knieten Graf Siegfried und sein Sohn Schmerzenreich am heiligen Grabe des Erlösers, dankten Gott für die Gnade des Wiederfindens, und flehten zu ihm, auch Genovefa ihnen wieder zu schenken. Nach ewig ruhmwürdigen Heldenthaten umwanderte Herzog Gottfried, fern von den Metzeleien, von drei Rittern gefolgt, in dem einfachen wollenen Hemde eines Pilgers, mit nakten Füßen die Stadtmauern, und begab sich demüthig, durch das Thor gegen den Oelberg, zum Dankgebete in die Kirche des heiligen Grabes. Die Nachricht hievon machte allem Rauben und Morden der Pilger bald ein Ende, die auf eine gleiche demüthige Weise, unbewaffnet, von den Spuren des

blutigen Tagewerkes gereiniget, barhaupt und barfuß, Loblieder singend, den Betgang machten. Die Priester des heiligen Grabes begrüßten sie feierlich, mit innigstem Danke für die Rettung aus der Gewalt der Ungläubigen, hochrühmend Peter den Einsiedler, für die Lösung seines vor fünf Jahren gegebenen Wortes, Hülfe zu bringen.

Auf diese Art fiel Jerusalem in die Hände der Kreuzfahrer, am fünfzehnten Juli 1099. Um dieser Eroberung Dauer zu sichern, wurde von den versammelten Fürsten am 22. Juli 1099. Herzog Gottfried von Lothringen einstimmig zum König von Jerusalem gewählt. Festgesänge in der Kirche des heiligen Grabes feierten diese Wahl; aber Gottfried ließ sich weder salben noch krönen, nannte sich auch niemals König, sondern nur Herzog, indem er sagte: „es gezieme sich nicht, an der Stätte, wo der wahre König, der Herr des Himmels und der Erde, nur eine Dornenkrone getragen habe, mit dem eitlen Schimmer vergänglicher Größe zu prunken."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Freudentaumel der Kreuzfahrer zu Jerusalem wurde bald durch die Kunde gestört, daß der Sultan Mosta von Aegypten bereits mit einem ungeheuern Heere in Ascalon angekommen sey, um Jerusalem wieder

zu erobern, unterstützt von einer großen ägyptischen Flotte, welche unermeßliche Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegswerkzeugen, in der Baukunst erfahrene Männer, und noch eine Menge der tapfersten Krieger bringe unter der Anführung des Veziers Afdal, der geschworen habe, sein Leben an den Untergang aller Christen zu setzen. Da nahmen Fürsten und gemeine Pilger ihre erste Zuflucht wieder zum Gebete, und flehten zu Gott, das Heiligthum und dessen Anbeter nicht in die Gewalt der Ungläubigen fallen zu lassen. Gottfried und der Graf von Flandern ritten spähend gegen Ramla, und erkannten die Wahrheit der erhaltenen Nachricht. Alle waffenfähigen Christen erhoben sich; von Jerusalem die Grafen von der Normandie und von Toulouse, von Neapolis Tancred und Eustachius, mit dem Grafen Siegfried und dessen Sohne Schmerzenreich, gegen Ibelim. Zwischen Joppe und Ascalon schlugen die Christen am ersten Tage ihr Lager; sie mußten sich ausdrücklich und feierlich verpflichten, in keinem Falle vor der entschiedenen Niederlage der Feinde sich der Plünderung zu überlassen.

Eine so dichte Staubwolke, daß sie die Morgensonne zu verfinstern drohte, verrieth ihnen, wie sie meinten, das wilde Anstürmen der Feinde, daher sie schnell die Schlachtreihen bildeten. Doch statt der Feinde kamen scheu gewordene zahllose Pferde, Ochsen und Kameele, die ganze Heerde der ägyptischen Truppen, denen einzelne Reiter und berittene Hirten vergebens nachjagten, eine will-

kommene Beute für die Pilger, denen noch erwünschter die Aussagen der gefangenen Hirten über die Anzahl, den Standort und den Plan des feindlichen Heeres waren, welches aus 100,000 Reitern und 40,000 Mann zu Fuß bestehen sollte, während die Kreuzfahrer nur 5000 Reiter und 15,000 Mann zu Fuß zählten. Jene unverhältnißmäßige Ueberzahl hielt die Pilger nicht ab, am andern Tage dem Feinde schlagfertig entgegen zu rücken. Den gefährlichsten Posten, den linken Flügel, wählte Herzog Gottfried, in der Voraussicht, daß der ägyptische Heerführer versuchen würde, ihn mit einer erdrückenden Uebermacht zu umgehen; den rechten Flügel, vom Meere geschützt, führte der Graf von Toulouse; in der Mitte hielten die Grafen von der Normandie und Flandern, Eustachius, Tancred, und diesem zur Seite Siegfried und Schmerzenreich. Stolz auf sein ungeheures Heer, wähnte der feindliche Feldherr, daß schon der Anblick desselben hinreichen würde, die Christen von dem Wagniße einer offenen Feldschlacht abzuschrecken, verlor sohin mit allen seinen Unterbefehlshabern und den zusammengetriebenen Streitern die Besinnung bei dem furchtbaren Anpralle der Kreuzfahrer, welche, alles vor sich niederwerfend, das feindliche Lager eroberten. Hier aber vergassen sie das feierliche Versprechen, vor dem vollständig errungenen Sieg nicht zu plündern, von Habsucht hingerissen. Schnell jagten die Sarazenen wieder herbei, um das in haltlose Verwirrung aufgelöste Heer der Pilger mit leichter Mühe zu vernichten. Wo sie

am dichtesten anstürmten, bildeten Gottfried und seine besten Helden einen lebendigen eisernen Wall; mit Entsetzen sahen die Sarazenen, daß Gottfried mit einem einzigen Streiche einem Kameele, auf welchem einer ihrer Vornehmsten ritt, den Kopf abhieb, und einem andern, der verwegen auf ihn eindrang, Haupt und Leib bis auf den Sattelknopf spaltete. Allein ihre Kraft mußte doch zuletzt erschöpft werden, wenn keine Hülfe kam.

„Jetzt sollte die große Heerde heute eben so die Feinde täuschen," sagte Gottfried zu Tancred, „wie gestern uns!" „Das soll geschehen!" rief Schmerzenreich, sprente mit Golo und dessen Schaar von Reisigen mit verhängten Zügeln zurück, und ließ die Heerde mit Speeren, Peitschenhieben und wildem Geheule gegen die Feinde jagen. Ein heftiger Wind wälzte die von der Heerde aufwirbelnde Staubwolke ihr weit voran, und erschreckt von dem Wahne der Ankunft eines zweiten berittenen Kreuzfahrerheeres, flohen die Aegyptier. Gottfried ließ seine Kämpfer eine breite Gasse bilden, durch welche die gehetzte Heerde wie rasend in den Rücken der Feinde sprengte, die vor der unwiderstehlichen Wuth der Thierleiber, vor den Hufschlägen und Hornstößen, nach allen Richtungen zerstoben, Schmerzenreich mit den Reisigen, an Gottfried und dessen Helden vorüber, die er mit hochgeschwungenem Schwerte vorübersausend begrüßte, hinten d'rein, mitten in die Feinde, ihm nach die mächtigen Führer und alle streitbaren Kreuzfahrer. Schaarenweise wurden die Feinde in's

Meer gedrängt; auf Bäume Flüchtende stürzten, von Pfeilen durchbohrt, herab; das Schlachtfeld war mit getödteten und schwer verwundeten Feinden übersäet. Die meisten flohen gegen die Thore von Ascalon, wo ein Gedränge auf Leben und Tod entstand.

Dahin wollten die Feinde auch ihre Hauptfahne retten, welche sie gesenkt im Galopp fortschleppten, um sie den Blicken der Kreuzfahrer zu entziehen. Der Graf von der Normandie erspähte sie aber, und warf sich mit allen seinen Streitern auf die aus den tapfersten Feinden geschaarte Fahnenwache. Mit Löwengrimme vertheidigte die Fahne, zur Rechten ihres Trägers, ein schöner, vornehmer, überaus reich und von Edelsteinen funkelnd gerüsteter Jüngling; der ungestüme Anprall der schwer gerüsteten Ritter drängte ihn von der Fahne weg, welche der Graf von der Normandie eroberte, während Schmerzenreich, obwohl aus fünf leichten Wunden blutend, auf den muthigen Jüngling eindrang, der ihm an gewandter Schwertführung offenbar überlegen schien; denn seine Hiebe fielen wie Blitze, und Schmerzenreich hatte vollauf zu thun, sie durch Schilddeckung abzuwehren. Endlich ersah er einen günstigen Augenblick, und stieß sein Schwert in den Hals des Pferdes seines Gegners, das vor Schmerz sich bäumend überschlug, seinen Reiter in den Sand warf, seitwärts sprang, und verblutend zusammenstürzte. Schnell vom Pferde springend, setzte Schmerzenreich den linken Fuß auf die Brust seines Gegners, und da

dieser, anstatt sich zu ergeben, einen Dolch aus dem Gürtel zog, um damit einen Stoß nach dem Fuße seines Besiegers zu führen, erhob Schmerzenreich eben den Arm, um ihn mit dem Schwerte zu durchbohren, als eine heransprengende Dame in arabischer Tracht den durchdringenden Schrei ausstieß: „Halt ein! Es ist Hamed, mein Retter!“ Wie ein Zauber wirkte diese süße Stimme auf Schmerzenreich; rasch schaute er zur Dame auf, die bei dem Anblicke seiner Züge erbleichte, und mit dem lauten Ausrufe tödtlichen Freudentaumels: „Mein Sohn Schmerzenreich!“ ohnmächtig vom Pferde in die Arme des wenige Schritte entfernten, herbeieilenden normännischen Ritters Hugo Buduellus glitt, welcher einst als Mörder aus seinem Vaterlande geflohen, nach vielen Erlebnissen ein Türke geworden, bereuend wieder zum Christenthume und in das Heer der Kreuzfahrer übergetreten, und diesen durch seine Kenntniß der türkischen und arabischen Sprache, so wie der Sitten und Gewohnheiten der Morgenländer schon vielfach nützlich geworden war. Buduellus sprach mit Hamed, während Genovefa am Busen ihres überseligen Sohnes bald die Augen aufschlug. Gleich darnach lagen Schmerzenreich und Hamed sich einander in den Armen. Er hatte Genovefa auf diesem Zuge zur Wiedereroberung von Jerusalem, unterwegs aus der Sclaverei einer arabischen Nomadenhorde befreiet, in die sie seit dem Schiffbruche bei Durazzo gerathen war, und ihr versprochen, sie in jedem Falle,

er möge siegen oder besiegt werden, ohne Lösegeld den Kreuzfahrern zu übergeben. Mit dem Verluste der Hauptfahne, war der letzte Widerstand der Feinde gebrochen, durch diese Schlacht bei Ascalon, am 12. Aug. 1099 gewonnen, das neugeborne Reich der Christen vom augenscheinlichen Untergange gerettet, und durch darauf geschlossene Bündnisse dauernd gesichert. Gottfried und seine Helden waren Zeugen des rührenden Wiedersehens Siegfried's, zu welchem Golo mit dieser Nachricht flog, Genovefa's und Schmerzenreich's, dessen Eigenthum Hamed blieb, wie jeder Pilger sein Erobertes behielt. Begleitet von Vater und Mutter, und Buduellus, mit Gottfried's Wissen und freudiger Billigung, führte Schmerzenreich seinen neuen Freund, den Retter seiner geliebten Mutter, des Jünglings tief bekümmertem Vater zu, Mosta Abul Kasem, Sultan von Aegypten, der sie mit Freudenthränen empfing, und mit den kostbarsten Andenken aus seinem reichen Schatze der prachtvollsten Edelsteine beschenkte. Der Abschied von Hamed war ein überaus schmerzlicher. Mit feierlichen Lobgesängen zog das siegreiche Heer der Kreuzfahrer in Jerusalem ein, vor dessen glänzenden Reihen, nach vollbrachtem Dankgebete am heiligen Grabe, Herzog Gottfried den Eduard Schmerzenreich, Grafen von Siegfriedsburg, wegen seiner hohen Auszeichnung bei der Erstürmung von Jerusalem, und der großen in der Schlacht bei Ascalon bewiesenen Tapferkeit, mit prunkvollen Ehren zum Ritter schlug.

An diesem Tage ertheilte Gottfried keinem andern Edlen den Ritterschlag.

Auf Schiffen, welche der Sultan Mosta aus Dankbarkeit für die Rettung seines Sohnes, dem Gottfried zur Verfügung gestellt hatte, segelten acht Tage später Siegfried und Genovefa, Schmerzenreich und Golo, und eine große Zahl von Rittern und minder vornehmen Pilgern, in ihre Heimath zurück.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Dem Verdienste seine Kronen.

Nach der Landung in Ancona eilten einzelne Ritter auf beschwerlicheren aber kürzern Wegen voraus, und brachten die Kunde der Erlebnisse der Siegfriedsburg'schen Familie, und ihres Heimzuges über Rom, wo sie den Segen und das größte Lob des heiligen Vaters empfing, früher auf das Stammschloß. Von diesem herab, und von allen Kirchthürmen der Grafschaft, verkündete feierliches Glockengeläute die Ankunft der sehnlich Erwarteten, welche am Fuße des Berges von dem silberhaarigen, ehrwürdigen Bischofe Hildolf mit dem Kreuze, auf Pater Norbert und den Burgcaplan von Breitenstein gestützt, gesegnet, und in die reichgeschmückte Kirche geführt wurden. Unter dem Schwibbogen der Pforte standen Graf Hugo von Vermandois, Bruder des Königs Philipp von Frankreich, mit seiner Gemahlin, in ihrer Mitte im prachtvollsten Brautschmucke Adele, ferner zwei Gesandte des Kö-

nigs von Frankreich, und eine große Anzahl vornehmer französischer Grafen und Herren.

„Ritter Eduard Schmerzenreich, Graf von Siegfriedsburg," sprach Graf Hugo, „ich habe dem Ritter und Retter meiner Tochter Adele, welche hier vor Euch steht, sie zur Gemahlin versprochen; Ihr seyd ihr Retter gewesen, Ihr seyd Ritter. Ihr seyd aber auch mein Retter gewesen, als ich in Antiochia mit dem Tode rang. Ich bin Euer doppelter, großer Schuldner. Genügt Euch zur kleinen Vergütung der großen Doppelschuld die Hand meiner Tochter Adele, so nehmt sie hin, und seyd glücklich!"

Schmerzenreich ließ sich vor Adelen auf ein Knie nieder, küßte sittig ihre Hand, und sprach: „Wenn die Erfüllung des von mir unverdienten, so huldvollen Wunsches Eures Vaters, gnädiges Fräulein, mit der freien Neigung Eures Herzens übereinstimmt, dann wird Euer „Ja" mich zum glücklichsten Sterblichen machen!"

Die Trauung wurde vom greisen Bischofe Hildolf sogleich vollzogen, in Beiseyn der hocherfreuten Großeltern aus Brabant, der gräflichen Eltern, und des Ritters Eberhard von Breitenstein und seiner Bertha, und aller treuen ritterlichen Nachbaren und ihrer Frauen und Töchter, und acht Tage lang durch festliche Bankette gefeiert.

Die Predigt, welche der Bischof über die unerforschlichen Wege der Vorsehung nach der Trauung hielt, füllte alle Augen der Andächtigen mit hellen Thränen. Insbesondere rühmte er auch, zum Lobe Golo's, die wahre Reue und wirksame Besserung eines Sünders.

Als der Zug sich aus der Kirche bewegte, nahte sich, altersschwach, mit unsichern Schritten, der alte treue Wolf und suchte vergebens, vor seiner Herrschaft auf die Knie zu sinken. Der Wind spielte mit seinen grauen Locken. Siegfried und Schmerzenreich umarmten ihn; Genovefa drückte ihm gerührt die Hand. Kunz

und Heinz dienten noch treu im Schloße. Die Wittwe des ermordeten Küchenmeisters Drako, die dem gebesserten Golo wiederholt herzlich verzieh, erschien mit zwei Töchtern, welche die gute Hirschkuh mit der größten Sorgfalt gepflegt hatten. Genovefa und Schmerzenreich weinten bei ihrem Anblicke, und liebkoseten ihr lange. Anfangs stutzte das sanfte Thier, erkannte aber bald Beide, sprang freudig um sie herum, und leckte ihnen die Hände.

Siegfried stellte dem Golo frei, sich irgend eine Gnade von ihm zu erbitten, um ihm seine volle Dankbarkeit für seine edle Aufopferung zu beweisen; Golo aber erwiederte: „Gnädiger Herr Graf, ich bin noch immer ein schwerer Sünder, und habe die Missethat noch nicht abgebüßt, die noch auf meinem Gewissen lastet. Wollet Ihr mich aber dennoch mit einer Gnade beglücken, so erlaubet, daß ich mein Leben in der Höhle beschliessen darf, worin die unschuldige Genovefa so lange geschmachtet hat.“

Der Graf bewilligte diese Bitte. Er hatte schon früher, nach dem Wunsche Genovefa's, als sie aus der Wildniß heimgekehrt war, neben jener Höhle in der Wildniß eine Einsiedelei, und eine Capelle dabei, vom Volke Frauenkirchen genannt, bauen, und darin an den Wänden die schweren Heimsuchungen Genovefa's in meisterhaften Gemälden, darstellen lassen, die nun bis zur Vermählung ihres geliebten Schmerzenreich fortgesetzt wurden. Ein Dankopfer in dieser Capelle nach der Trauung, wobei der greise Bischof Hildolf das in Gold gefaßte kleine hölzerne Kreuz, den Trost, Schild und Retter Schmerzenreich's, auf den Altar stellte, war eine der letzten kirchlichen Verrichtungen dieses frommen Prälaten; bald darnach entschlief er in Gott selig; nach Jahresfrist folgte ihm der treue Wolf.

Golo bezog die Höhle, und später Pater Norbert,

als seine Kräfte abnahmen, die Einsiedelei; jener besorgte das hübsche Gärtchen neben der Zelle des Paters, den er bediente; und las Norbert in der Kapelle die heilige Messe, so machte Golo den Sacristan. Anfangs wurden Speise und Trank vom Schlosse Siegfriedsburg dahin gesendet; als aber Frauenkirchen vollendet stand, und bald weithin zum Lieblings-Wallfahrtsorte sich erhob, strömten Wallfahrer von allen Gegenden herbei, und die nächsten Ortsbewohner wetteiferten, den Einsiedler und dessen Diener mit allen erdenklichen Lebensbedürfnissen reichlich zu versehen.

Genovefa lebte mit ihrem Gemahle, in der Mitte ihrer lieben Kinder und Kindeskinder, in ungetrübter Wonne noch vierzehn Jahre lang, und entschlummerte, sechs Jahre nach dem Tode ihrer Eltern, nach andächtigstem Empfange der heiligen Sterbsakramente, mit christlicher Ergebung in den Willen Gottes, sanft und schmerzlos in den Armen der Ihrigen, am Busen ihres Siegfried und ihres Schmerzenreich, das kleine hölzerne Kreuz in der Hand, welches man ihr, auf ihren sehnlichsten Wunsch, für die Dauer der Krankheit, aus der Capelle in der Wildniß gebracht hatte. Der Sarg mit ihrem Leichname wurde in die Ahnengruft in der Schloßkirche gesenkt, wo das ihr einst von Siegfried durch einen Cölner-Bildhauer errichtete, prächtige Grabmal stand, an dessen Fußgestelle das Bild der treuen Hirschkuh, in Stein gemeißelt, gefüget wurde, die man wenige Tage nach Genovefa's Hinscheiden, todt auf ihrem Grabe gefunden hatte, ein Opfer der Sehnsucht.

Etwa zwei Jahre später folgte ihr Siegfried freudig in die Ewigkeit nach, mit dem süßen Troste ewigen Wiedersehens.

Schmerzenreich und Adele, die oft Besuche von ihrer Schwester Therese, vermählten Gräfin von Blois und Chartres, auch von Vater und Mutter erhielt, und mit ihrem Gatten bisweilen erwiederte, lebten

in einer frommen und glücklichen, von Gott mit guten und schönen Kindern gesegneten Ehe, bis an die Grenzen der möglichen Dauer des menschlichen Lebens, und Beide schieden dann nur in dem Zwischenraume einer Stunde aus dieser Welt, und wie ihre Herzen im Leben immer in unwandelbarer Liebe schlugen, so ruhten auch nach ihrem Tode die pulslosen Herzen in Einem Sarge.

* * *

Viele Jahrhunderte blühte der ruhmvolle Stamm der Grafen von Siegfriedsburg, und Schmerzenreich's und Adelens Nachkommen waren meistens auch würdige Erben ihrer Tugenden und Vorzüge.

Endlich aber mußte auch dieser Stamm verblühen, wie alles Irdische, das nur ein flüchtiger Schatten ist.

Der letzte Diener des letzten Erben vollzog den letzten Willen des Sterbenden, nach seinem Tode den Erlös aus dem Verkaufe alles Beweglichen in der Siegfriedsburg, unter die Armen zu verschenken, die Zugbrücke aufzuziehen, die Thore zu verschließen, die Schlüssel in den Rhein zu werfen, und die der Verödung anheimgegebene Burg auf einer Leiter zu verlassen. Der treue letzte Diener bekam ein einträgliches Landgut; jeder Hörige seine Besitzung freieigen. So sanken endlich die nackten Mauern der Siegfriedsburg unter der unsichtbar und langsam, aber unausbleiblich zerstörenden Gewalt der Zeit in Trümmer; doch niemals konnte diese in den zartfühlenden Herzen edler Menschen die herzinnige Erinnerung auslöschen an — Genovefa und Schmerzenreich!

Schwaighofer

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Schmerzenreich eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, erzählt für alle guten Menschen, besonders für die Jugend ; Fortsetzung und Schluß der Genovefa

Passau 1844

Paed.pr. 3244
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761176-1